



Berlin, den 22. April 1899.

Bülow von Upolu.

Auf Upolu, der zweitgrößten, mit der dichtesten Bevölkerung gesegneten Schiffer-Insel, waren im letzten Jahr des vorigen Säkulums arge Wirren entstanden. In australischen und neuseeländischen Blättern war schon vorher geweissagt worden, auf Samoa seien wieder einmal unruhige Zeiten zu erwarten; und seit, zur Feier des Geburtstages der Königin von England, zwei britische Kriegsschiffe in den Hafen von Apia eingelaufen waren, wollte es da unten nicht mehr still werden. Zuerst gab es Streit mit dem englischen Oberrichter, dann haderten die drei Konsuln mit einander und schließlich führte ein Prätendentenkonsflikt zu offenen Feindseligkeiten. Briten und Amerikaner hatten den jungen Malietoa-Tanu zum König gemacht, unsere deutschen Landsleute aber wollten Mataafa auf den Thron erhöht sehen, — wahrscheinlich, weil dieser Häuptling in früheren Kämpfen gegen die Deutschen sich besonders barbarisch gezeigt hatte. Zwischen den beiden Scheinkönigen entbrannte ein Buschflepperkrieg, in den der amerikanische Admiral Raug eingriff, und von den Schiffen, die das Sternenbanner und die britische Seeflagge trugen, wurde die Hafenstadt Apia nebst Umgebung munter bombardirt. Der Protest des deutschen Konsuls Rose, der sich darauf berief, daß nach der Samoa-Akte nur einstimmig von den drei Vertragsmächten gefaßte Beschlüsse gültig sein sollten, verhallte ins Leere. In der Heimath aber schuf das Echo dieser Vorgänge eine erregte Stimmung. Manche enttäuschende Kunde war damals aus fernem Meeren ge-

kommen; sollte auch hier wieder deutsches Besitzrecht geschädigt, deutsches Ansehen geschmälert werden? Britische Schlaueit hatte uns, seit der erste Kanzler aus dem Amt gedrängt worden war, manchen schlimmen Streich gespielt; sollte sie nun abermals triumphiren? ... Gute Patrioten suchten den aufwallenden Zorn zu beschwichtigen. Wir haben eine höchst kluge, höchst tapfere, ungemein weitblickende Regierung, die sicher nicht dulden wird, daß des Reiches Macht und Ansehen Einbuße erleidet; laßt ihr nur ein Bißchen Zeit: dann wird sie kraftvoll gewiß die erworbenen nationalen Rechte vertreten. So sprachen sie und erinnerten auch daran, daß, wenn wider Erwarten die Regierungswisheit dennoch versagen sollte, der Reichstag die Wacht an der deutschen Ehre übernehmen werde. Unter dem Säufeln solcher Reden verpraffelte der Zornmuth und Alles ging ruhig wieder den Geschäften nach. Inzwischen schnitten die Samoaner einander die Köpfe ab und jeder Hause veranstaltete nach jedem Sieg eine malaga, eine Bootfahrt nach einem Küstendorf, bei der reichlich gegessen und getrunken wurde. Und Engländer und Amerikaner, die damals den Bund der Angelsachsen geschlossen hatten, saßen auf dem festlich beslaggen Admiralschiff beisammen und spotteten bei Brandy und Soda über die Deutschen, mit denen sie schon fertig werden würden.

In unserem Vaterland aber gab es einige Böslinge, die lärmten und vandalirten. Das waren die mit der Regierung Unzufriedenen, die fanden, das Deutsche Reich mache in der Welt schlechte Geschäfte, und die günstige Gelegenheit benutzten, um die „Raßgebenden“ — so hießen sie damals — aus lässiger Ruhe zu ärgern. Sie riefen, die deutsche Großmacht müsse fester auftreten und sich nicht damit begnügen, nach Händlerart vorsichtig die Schwächen der zahlungsfähigen Kunden zu schonen. Ihnen wäre es willkommen gewesen, wenn die allzu innige Handelsfreundschaft mit Briten und Yankee's in die Brüche gegangen wäre; dann, meinten sie, hätten die heimischen Produkte, denen jetzt eine drückende Konkurrenz gemacht wurde, wieder bessere Preise erzielt. Doch ihre Zahl war nur klein; wenigstens reichte ihre Stimme nicht weit. Die Meisten zogen eine lustige malaga mit den Raßgebenden vor, die, als der die Geschäfte führende Ausschuß der herrschenden Bourgeoisie, natürlich auch über die Presse verfügten. Immerhin schien es nöthig, die vandalirende Schaar zur Ruhe zu bringen. Was brauchte man dazu? Etwas, das wie „Genugthuung“, wie eine dem Gegner abgerungene Konzession ausseh. Für alles Uebrige würde dann eine schöne, von der Zeitungschuttmannschaft wacker kommentirte Rede sorgen. So nämlich wurde in den leyten Jahren des vorigen Säkulums im Deutschen Reich regirt.

Engländer und Amerikaner saßen noch immer in der Offiziermesse des Admiralschiffes beisammen, schlürften kühle Getränke und freuten sich ihrer Erfolge. Sie wußten: ihnen würde so leicht nichts geschehen. Drei von den Vertragsmächten zu ernennende Kommissare sollten, um Ruhe zu stiften, die Schiffer-Inseln bereisen. Schön. Die Drei würden kommen, sich ein paar Wochen langweilen und wieder abreisen. Dann kam der übliche Austausch diplomatischer Noten und nach ein paar Monaten würde man genöthigt sein, Alles beim Alten zu lassen, weil die seit der Samoa-Konferenz geforderte Einstimmigkeit der Beschlüsse nicht zu erreichen wäre; denn die Kommissare der Briten und Amerikaner würden in jedem wichtigen Punkt gegen den deutschen Vertreter stimmen. Das sah auch Lord Salisbury voraus, der Leiter der englischen Politik, der gemächlich an der Riviera saß, und schlug deshalb vor, die Kommissare sollten mit Stimmenmehrheit entscheiden, da die Forderung der Einstimmigkeit in zehn Jahren nur Irrung und Wirrung hervorgerufen habe. Der Einfall war nicht übel. Ging die deutsche Regierung auf den Vorschlag ein, dann mußte es, unter dem britischen Anspruch günstigen Umständen, zum offenen Konflikt, vielleicht zur Annexion der Samoa-Inseln kommen; weigerte sie sich, in die Mausefalle zu kriechen, dann konnte man die Rückkehr zu der dem Sinn des Vertrages vom vierzehnten Juni 1889 entsprechenden Bestimmung nach langem Sperren und Sträuben wie eine wichtige und werthvolle Konzession behandeln. Was lag daran, ob inzwischen noch etliche Samoanerklöpfe abgeschnitten wurden?

Die deutsche Regierung war klug: sie lehnte Salisbury's Vorschlag ab. Ein ernstler Konflikt mit England, an dessen Küste sich im Hochsommer behaglich lebt, wäre gerade jetzt unbequem gewesen. Die Entscheidung über Samoa schwebte nun schon so lange: sie mochte noch ein Weilchen schweben. Und die emsig gesuchte Konzession war jetzt ja dem sehnenenden Auge sichtbar und würde ohne allzu großen Aufwand an Scharfsinn und Energie zu erlangen sein. Die Tonart der offiziellen Presse wurde kräftiger. Wir werden uns nichts bieten lassen, wir nicht. Bald wird sich zeigen, in wie festen und starken Händen die deutschen Geschicke ruhen. Die nationale Ehre . . . Englische Anmaßungen . . . Bismärckische Ueberlieferungen . . . Und so weiter. Die Bürger blickten in stolzem Hochgefühl drein und froher regte der Muth in der Brust seine Spannkraft. Jenseits des Kanals würden die Vettern merken, daß die Zeiten vorüber sind, wo wir winselnd um ihre Liebe warben. An einem großen, weltgeschichtlichen Tage werde die legitime Vertretung des deutschen Volkes ihren Willen klar aussprechen, Herr Bernhard von Bülow

werde ihr Wortführer sein, — und dann werde man ringsum auf dem Rund der bewohnten Erde erkennen, daß des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit heller als je in den glorreichsten Epochen strahle.

Der große Tag kam. Am vierzehnten April 1899 sprach Herr von Bülow im Reichstag. Er sprach, wie immer, gut, verständig und oratorisch wirksam. Und als er geendet hatte, erklärten die Führer sämtlicher Parteien — auch der Redner der Sozialdemokraten, die sonst von diplomatischen Heimlichkeiten nichts wissen wollten —, über Samoa sei einstweilen nichts weiter zu sagen und die weise Regierung werde schon Alles zum Besten lenken. Ein uneingeschränktes Vertrauensvotum, wie es dem ersten Kanzler niemals gewährt worden war. Wodurch hatte der junge Herr von Bülow diese Wirkung erreicht? Er hatte die erklärten Volksvertreter auf Gemeinplätze geführt und ihnen die Ewigen Wahrheiten des Herrn de la Palisse vorgetragen. Er sei friedlich gesinnt, meine, in der auswärtigen Politik müsse man jedes Ding nach seiner realen Bedeutung einschätzen, und fordere für Deutschland nur, was er nach dem erworbenen Recht fordern dürfe und müsse. Und eine gewichtige Konzession habe er, „nach Ueberwindung nicht unerheblicher Schwierigkeiten“, auch schon durchgesetzt: die Beschlüsse der nach Samoa zu sendenden Kommission sollten rechtlich nur gültig sein, wenn alle drei Kommissare ihnen zugestimmt hätten. Das sei, so las man am Abend des weltgeschichtlichen Tages in den Blättern, ein ungeahnter, ein ungeheurer Erfolg.

Bis nach Apia, zu den zehenden angelsächsischen Brüdern, drang die Kunde erst spät. Lord Salisbury aber las in Beaulieu am nächsten Morgen in heiterer Stimmung den Bericht über die Sitzung des deutschen Parlamentes. Er war dem Beispiel schlauer orientalischer Händler gefolgt, die, um einen Kunden sicher zu ködern, zuerst einen übertrieben hohen Preis heischen und von der vorgeschlagenen Summe nach langem Feilschen dann einen Theil ablassen, unter der Bethuerung, daß die Waare sie selbst mehr koste und sie nur des lieben Friedens wegen auf das schlechte Geschäft eingingen. Er hatte einen Vertragsbruch vorgeschlagen und galt nun für einen nachgiebigen, entgegenkommenden Herrn, weil er sich endlich bereit erklärte, zum Sinn der Samoa-Akte zurückzukehren. Die drei Kommissare würden sich nach menschlicher Voraussicht nicht einigen, — thut nichts: dann blieb Alles beim Alten, der kleine Tanu stolzirte als Schattenkönig auf Upolu umher und Briten und Amerikaner würden schon sacht ihre Schäfchen scheren. Von einer ernsthaften Genugthuung, einer Sühne für das an den Deutschen, die den größten Theil des samoanischen Bodens besitzen, begangene Unrecht war nicht mehr

die Rede. Alles abgethan. O rühret nicht daran! Die Kommission führt eine neue Aera herauf; sie wird untersuchen, Akten anlegen... Lord Salisbury war an diesem Morgen höchst heiter gestimmt.

Nicht minder froh war Herr Bernhard von Bülow. Er las in den deutschen Zeitungen, daß er ein großer Staatsmann und der würdigste Erbe der bismärkischen Diplomatenkunst sei, — nur noch feiner, noch moderner und „maßvoller“ als der tote Gewaltthäter. Wer hatte denn von einer im Lande wachsenden Unzufriedenheit geschwätzt? Das war doch wieder nur eitles Gerede. Alles war ja seelenvergnügt und sogar die Sozialdemokraten schwenkten ehrerbietig um den Pivot der deutschen Politik. Die englische Presse pries die vornehme Mäßigung des deutschen Staatssekretärs und rühmte den Reichstag, dessen Parteien sich von dreifester Annäherung und chauvinistischem Ueberchwang völlig frei gezeigt hätten. Wenn uns so selbst das Ausland lobt, sind wir ganz gewiß auf dem rechten Wege... Herr von Bülow war beinahe ein Bischofen erstaunt. Er war nicht ohne ein leises Zagen an die heikle Sache herangegangen, hatte geglaubt, nur eben das Selbstverständliche zu sagen und sich leidlich aus der Affaire zu ziehen, — und sah sich nun auf dem steilsten Gipfel des Ruhmes getragen, weil er, um nichts Unkluges zu thun, überhaupt nichts gethan und sich mit einer werthlosen Scheinkonzeßion begnügt hatte, die den alten Südschader fortwirken ließ. Quantilla prudentia! Ob er an den Kollegen Axel Oxenstierna dachte, der den zaubernden Sohn Johann in die Diplomatenlaufbahn drängte, weil da für Mittelmäßigkeiten das leichteste Auskommen sei? Oder an einen anderen Bülow, Friedrich Wilhelm, Neys Bekämpfer, der seit 1815 Bülow von Dennewitz hieß? Damals hatte der Friedensschluß Preußen ja auch nicht viel eingebracht. Und jetzt brauste durch das Land ein Jubel, wie er seit dem Sanjibarvertrag und der Erfindung der Bartbinde durch François Haby nicht mehr vernommen ward. Wieder riefen die Deutschen: „Es ist erreicht!“ Zwar sah vor Apia der fidele Kauy noch mit lächelnder Lippe im Zecherkreis der angelsächsischen Brüder und auf Upolu fragten die Deutschen sorgenvoll, wie es um die Zukunft ihrer Geschäfte bestellt sein werde. In der Heimath aber wurden von allen Dächern Siegesfanfaren geblasen. Wer weiß, was noch kommen mag? . . . Bülow von Upolu: es würde nicht schlecht klingen.

Dieses hat der getreue Chronist aufgezeichnet, auf daß Jeder erkenne, wie man im letzten Jahr des vorigen Säkulums im Deutschen Reich berühmt ward.



Die gesetzliche Behandlung der Konfektionsindustrie.*)

Als die Zustände in der Konfektionsindustrie während des Streikes vom Jahre 1896 im Reichstage zur Erörterung kamen, haben Regierung und Parlament sich bereit erklärt, den hier an den Tag gekommenen Nothständen durch kräftige staatliche Maßregeln entgegenzuwirken. Anfangs wurden sehr weitgehende Forderungen erhoben. Die nationalliberale Fraktion beantragte, die Arbeiterschutzgesetzgebung ohne Weiteres auf die gesammte Hausindustrie auszudehnen. Man war sich der Schwierigkeiten, die diese Materie der gesetzlichen Behandlung entgegenstellt, noch nicht recht bewußt. Später wurden diese Schwierigkeiten dagegen so stark empfunden, daß sie den Drang zu energischem Handeln nur zu sehr unterdrückten. Das Ergebnis, zu dem die Erwägungen der Regierung geführt hatten, war die Bundesrathsverordnung vom ersten Juni 1897 und eine Novelle zur Gewerbeordnung, die noch der Erledigung harret. Die Verordnung unterstellte einen Theil der Konfektionswerkstätten den Paragraphen 135 bis 139b der Gewerbeordnung, jedoch nur einen Theil, da die Fassung der Verordnung so gehalten ist, daß eine nicht zu übersehende Zahl von Werkstättenbetrieben sich ihr vollständig entziehen kann. Die dem Reichstage zum zweiten Male zugegangene Novelle soll den Bundesrath ermächtigen, in von ihm zu bestimmenden Gewerben die Krankenversicherung auf die Hausindustriellen auszudehnen und ihrem Arbeitsverdienst durch Vorschriften über Lohnbücher und Arbeitszettel eine größere rechtliche Sicherstellung zu geben. Von einer eigentlichen Schutzpolitik für die Heimarbeit hat man abgesehen. In der selben Richtung bewegt sich der in dieser Session eingebrachte Initiativantrag der nationalliberalen Partei, der zwar weiter geht als die Pläne der Regierung, da er durch Gesetz sämtliche hausindustrielle Werkstätten der Schutzgesetzgebung unterstellen will; doch auch hier soll der Familienbetrieb, der ohne Zuziehung fremder Hilfskräfte arbeitet, von den in Frage kommenden Bestimmungen ausgenommen bleiben.

Mit der Einsicht, daß die heutigen Verfügungen der Gewerbeordnung auf die Heimarbeit nicht anwendbar sind, hat man auch den Standpunkt preisgegeben, daß die Heimarbeit überhaupt einer Regelung bedarf. Wie groß der Bruchtheil der Konfektionsarbeiter ist, der dadurch auch künftig außerhalb jeder eingreifenden Reformgesetzgebung bleibt, läßt sich leider nicht mit sicheren Zahlen angeben, da die letzte Berufs- und Gewerbebeziehung an dieser Stelle ganz versagt. Es ist jedenfalls der ganz überwiegende Theil. Sachverständige schätzen ihn in Berlin, dem Hauptplatze der Konfektion, auf 90 Prozent.

*) Fräulein Gertrud Dyhrenfurth, die Verfasserin der Schrift „Die hausindustriellen Arbeiterinnen in der berliner Blousen-, Unterröck-, Schürzen- und Trikotkonfektion“ (Staats- und Sozialwissensch. Forschungen, herausg. v. G. Schmoller, Bb. XV, Heft 4, Leipzig 1898), ist, da sie die Zustände in der Konfektionsindustrie genau kennt, durchaus legitimirt, auf diesem Gebiet Vorschläge zu machen.

Ueber die indirekte Wirkung, die auf die Stellung der Werkstattdarbeiter durch die bisherige Gewerbepolitik geübt wird, lassen sich ebenfalls nur Mutmaßungen äußern. Denn erst, wenn die Absicht des Gesetzgebers wirklich durchgeführt wäre und den Zwischenmeistern die Einschränkungen, die ihnen die Bundesrathsverordnung auferlegen will, durch eine scharfe Kontrolle fühlbar würden, könnten sie sich bewogen fühlen, ihre Werkstätten aufzulösen und die Arbeit in die Wohnungen der Arbeiter auszugeben. Einstweilen können diese Folgen kaum eintreten, da die Aufsichtbehörde der Vermehrung der zu inspizirenden Betriebe nicht gewachsen ist. Daß eine solche Wirkung aber kommen möchte, sobald den Werkstatthaltern Schwierigkeiten erwachsen, denen sie durch die Umwandlung der Werkstattdarbeit in Heimarbeit so leicht entgegen könnten, ist beinahe selbstverständlich. Die Veränderung in der Betriebsweise würde sich in den verschiedenen Branchen der Konfektion mit mehr oder minder großer Leichtigkeit vollziehen lassen. Der Zwischenmeister und seine Familie schneiden die Waaren zu, wo Das nicht schon von den Angestellten des Geschäftes besorgt wird, und geben sie — je nachdem: als Ganz- oder Theilarbeit — aus; das Bügeln wird von einem männlichen Arbeiter besorgt, für den keine Schutzbestimmungen bestehen, und schließlich wird noch die Arbeit einer weiblichen Person eingeschmuggelt, die unter der Firma „Dienstmädchen“ zum Liefern und zu anderen gewerblichen Zwecken benutzt werden kann.

Dazu kommt noch, daß die Arbeiterschaft selbst das Vorgehen der Zwischenmeister im Allgemeinen eher begünstigen als verhindern wird. Die Mahnung der Gewerkschaft, daß mit jeder Werkstatt ein Mittelpunkt für die Koalition verloren geht, hat wenig Gewicht neben dem Umstande, daß sich in der gesetzlichen Arbeitszeit, wenn sie wirklich eingehalten werden muß, zunächst weniger als in der Häuslichkeit verdienen läßt, in der man statt elf Stunden vierzehn und sechzehn und außerdem noch sonntags arbeiten kann. Und diese nächste praktische Folge übersehrt man, die ferner liegenden Wirkungen aber nicht. So sagt der Gewerbeinspektor von Erfurt in seinem letzten Bericht: „Was ein Vorgehen gegen die Werkstätten der Zwischenmeister erschwert, ist die Befürchtung, daß die Arbeiterinnen sich in die verderblichere Hausindustrie zurückziehen, in der sie schließlich unter ungünstigeren Verhältnissen als zuvor weiterarbeiten.“ Voraussichtlich wird sich also die Zahl der Werkstattdarbeiterinnen, in Folge des für sie geplanten Schutzes, verringern. Sie werden in die unkontrollirbare Heimarbeit gedrängt und vermehren damit die Masse der Arbeiter, die sich bisher als unorganisirbar gezeigt haben. Die Hilfe des Staates versagt und die Möglichkeit, sich selbst zu helfen, wird vermindert. Läßt man eine Oeffnung in dem Netz des Arbeiterschutzes, so wendet sich schließlich der ganze Fisch heraus, der gefangen werden sollte.

Die hier geschilderten Tendenzen würden natürlich eben so durch die von den Rationalliberalen befürwortete Maßregel gefördert, nur würde ihr Umfang noch erweitert werden. In allen Hausindustrien, in denen der Arbeitsprozeß nicht die Vereinigung in Werkstätten unbedingt erfordert, würde eine weitere Decentralisation der Betriebsweise eintreten. Naturgemäß sind die technischen Vorzüge des Werkstättenbetriebes in den verschiedenen Industrien sehr verschieden, bald so groß, daß man ihn trotz der Polizeiaufsicht beibehalten wird, bald so gering, daß die hausindustriellen Meister auf das Halten von Werkstattdarbeitern verzichten werden, sobald die Behörde

nachdrücklichere Forderungen an sie stellt. Im Allgemeinen läßt sich jedoch annehmen, daß gerade in den Verlagsindustrien, die ihrer Natur nach die Zerstreung und Vereinzelnung der Produktionsstätten begünstigen und hauptsächlich diesem Umstande ihre nachtheiligen Arbeitsverhältnisse verdanken, der Werkstattschutz die Auslösung der Werkstätten bewirken wird. Und wenn sonst bei dem Entstehen der Heimarbeit auch die Bedürfnisse der Arbeiterschaft — der Familienmütter, der Invaliden, der ländlichen Wirths — mehr oder weniger mitsprechen, so würde die hier gekennzeichnete Entwicklung eintreten, weil es das Arbeitgeberinteresse erheischt. Diese Wirkung wäre freilich unbeabsichtigt, aber wieder ein Beweis dafür, wie Verkehrtes erzielt wird, wenn von dem Organismus einer Industrie nur einzelne Theile einer gesetzgeberischen Behandlung unterworfen werden. Die Schutzbestimmung, die für eine einzelne Arbeitergruppe zur Anwendung kommt, kann für diese einen Vortheil, für die Lage der Gesamtarbeiterschaft aber einen Nachtheil bedeuten, der schwerer wiegt, je nach dem Zahlenverhältniß, das zwischen den Arbeitern der verschiedenen Betriebsformen besteht. Deshalb sollte man Werkstattd und Heimarbeit nur einem zusammenhängenden und sorgsam abgewogenen System von Schutzmaßnahmen unterwerfen.

Die Klasse von Werkstätten, auf die generell die Schutzgesetzgebung ausgedehnt werden könnte, wäre die Werkstattd, n. bez. watorisch. Craft. zur Anwendung kommt. Bei dieser Betriebsart ist eine Decentralisation am Wenigsten zu befürchten. Auch würden damit Arbeitsstätten, die thatsächlich die Eigenart des Fabrikbetriebes haben, diesem gleichgestellt und willkürliche Unterscheidungen, die bisher zwischen beiden Betriebsarten gemacht wurden, aufgehoben. Doch hier steht die betreffende kaiserliche Verordnung noch immer aus und wir sehen die Anomalie, daß Werkstätten, in denen Dampfkraft zur Anwendung kommt, nach einer früheren Verordnung unter die Schutzgesetzgebung fallen, Werkstätten mit sonstigem Motorenbetrieb aber nicht. Der Arbeiterschutz in Werkstätten ohne Motorenbetrieb soll nach der Gewerbeordnung von 1891 durch spezielle Verordnungen geregelt werden, obgleich die hier allen gemeinsamen Arbeitsbedingungen, die eine analoge Behandlung wie in den Fabriken erfordern, hinreichend bekannt sind. Für diese Werkstätten könnte man jedoch fast geneigt sein, die Rückständigkeit der deutschen Gesetzgebung — rückständig im Vergleich zu der englischen und französischen, die den Werkstattdschutz schon seit 1867 und 1874 zur Anwendung bringen — als einen Vortheil zu betrachten, weil dadurch für eine organische Fortbildung des Schutzes der Werkstattd und Heimarbeit Raum gelassen worden ist.

Heute muß die Forderung lauten: Für die einzelnen Industrien Verordnungen, welche die Schutzgesetzgebung auf die Werkstätten ausdehnen, gleichzeitig mit Spezialvorschriften, die die Heimarbeit regeln. Weil aber diese Regelung eine gemeinsame sein soll, würde es sich empfehlen, weiter auf dem Verordnungsweg vorzugehen. Die Wirkung des staatlichen Schutzes auf die Lohnarbeiterschaft in Fabrik und Werkstattd ist durch langjährige Erfahrung im In- und Auslande bekannt; dagegen ist ein energischer Eingriff in den Familienbetrieb bisher nur in einzelnen überseeischen Industrien versucht worden. Mit dem Arbeiterschutz für die Hausindustrie betritt man eine terra incognita, so daß ein schrittweise streng individualisirendes Vorgehen hier durchaus angezeigt wäre.

Aber während die Verhältnisse in manchen anderen Verlagsindustrien noch

näherer Untersuchung bedürfen, ist über die Arbeiterzustände, über den Produktionsprozeß und die Geschäftsabwicklung in der Konfektion durch öffentliche und private Nachforschungen genügende Aufklärung verbreitet. Diese Frage ist in ein Stadium gerückt, wo sie nur durch einen energischen gesetzgeberischen Versuch weiter gefördert werden kann. Anders, d. h. besser, müssen die Verhältnisse in der Konfektion unbedingt werden; und die Scheu vor polizeilichen Maßnahmen, die sich bis an den Familienherd erstrecken, muß der Erwägung weichen, daß die Häuslichkeit mit dem Einzuge der Lohnarbeit tatsächlich zur Filiale eines gewerblichen Unternehmens wird und als solche der öffentlichen Kontrolle bedarf.

Bei den Forderungen, die ich an die Gesetzgebung stellen möchte, gehe ich von der Voraussetzung aus, daß die Heimarbeit vorläufig noch nicht auf den Aussterbetat zu setzen ist. Ihr Absterben muß sich durch technische Fortschritte vollziehen, die auf die Konzentration der Betriebsweise hinwirken; ferner durch die allgemeine wirtschaftliche Hebung der Arbeiterklasse, die die Erwerbstätigkeit der weiblichen Mitglieder entbehrlicher macht als bisher. Jetzt müßte man in der völligen Unterbindung der hausindustriellen Konfektion eine überaus schwere Schädigung besonders der großstädtischen Arbeiterschaft erblicken, von der weite Schichten ohne die Möglichkeit der Heimarbeit in ihrer Lebenshaltung empfindlich leiden würden. Dagegen muß dringend verlangt werden, daß gewisse der Heimarbeit eigene Nachteile energisch bekämpft werden. Die Heimarbeit darf dadurch, daß sie sich in der eigenen Häuslichkeit des Arbeiters vollzieht, die Ausstufungsgefahr für die öffentliche Gesundheit nicht erhöhen: die Herstellung von Bekleidungsgegenständen in Schlafräumen ist daher zu untersagen. Sie darf ferner nicht die Lebenshaltung des Heimarbeiters dadurch herabdrücken, daß der Wohnzweck auf Kosten der gewerblichen Zwecke erheblich beeinträchtigt wird: für die zuletzt erwähnten Zwecke muß der Behörde ein geeigneter Raum nachgewiesen werden.

Diese gesundheitspolizeilichen Vorschriften sollen aber auch einen günstigen Einfluß auf die Stellung der Werkstatt- und Fabrikarbeiter üben. Werden an die Familienwerkstatt die selben sanitären Anforderungen wie an die übrigen Betriebe gestellt, dann wird die lohndrückende Konkurrenz, die sie in Folge ihrer billigeren Produktionskosten ausübt, herabgemindert. Und wenn die Warenherstellung nicht mehr, wie bisher, in jeder beliebigen Häuslichkeit erfolgen darf, wird die Reservearmee der Gelegenheitsarbeiter eingeschränkt, wird eine — freilich sehr elastische — Abgrenzungslinie um das Produktionsgebiet der Konfektion gezogen.

Diese Forderungen sind ein Kompromiß zwischen den Bedürfnissen der Heimarbeiter und denen der Gehilfenbetriebe. Zu solchen Kompromissen wird der Beurtheiler stets gedrängt, wenn er die vielgestaltige Wirklichkeit ohne doktrinaire Voraussetzungen und vom Standpunkte verschiedener Interessenten zu betrachten sucht. Es wird von den Fachorganisationen, in denen die Heimarbeiter fast gar nicht vertreten sind, naturgemäß als eine Halbheit empfunden. Das von ihnen empfohlene radikalere Programm berücksichtigt aber zu wenig die Lebensverhältnisse der schweigenden Massen der Unorganisierten, besonders der Frauen, die noch keine Stimme gefunden haben, um ihre speziellen Wünsche auszusprechen.

Fraglich bleibt nur, wie die hier aufgestellten Grundsätze durch eine richtige Gesetzgebung praktisch durchgeführt werden können. Die englische und amerikanische Gesetzgebung hat in ihrem Kampfe gegen das sweating system einen ähnlichen

Gebankengang verfolgt, ohne bisher zu den gewünschten Ergebnissen gelangt zu sein. Und wenn ich auch glaube, daß sie im Prinzip den richtigen Weg gewählt hat und in England nur die Behördenzersplitterung, in den Vereinigten Staaten die bundesstaatliche Zersplitterung und in beiden Ländern technische Lücken und Unvollkommenheit des Gesetzes dem Erfolge im Wege stehen, so beweist doch diese Thatsache, daß der Gesetzgeber ein besonders feines Instrument schaffen muß, wenn er diese schwierige Materie damit richtig fassen und bearbeiten will.

Die neuen Vollmachten, die dem Bundesrath erteilt werden müßten, möchte ich in großen Zügen ungefähr so skizziren:

Für bestimmte Gewerbe kann der Bundesrath anordnen, daß die Wohnräume der Arbeiter, die von ihnen oder ihren Familienmitgliedern als Arbeitsstätten im gewerblichen Sinne benutzt werden, unter der Bezeichnung „häusliche Werkstätten“ einer gesundheitlichen Kontrolle zu unterwerfen sind.

Die unter diese Bezeichnung fallenden Räume müssen im Verhältnis zur Zahl der darin Arbeitenden hinreichend groß, hell, trocken, heizbar und leicht zu lüften sein und dürfen weder zum Schlafen noch zum Kochen benutzt werden.

Zu Gunsten allein wohnender Personen, die nachweisen können, daß sie durch Krankheit oder Invalidität am Arbeiten außerhalb der Häuslichkeit verhindert sind, kann die Aufsichtsbehörde Ausnahmen von dieser Bestimmung eintreten lassen.

Die Arbeiter der vom Bundesrath bezeichneten Gewerbe, die von Fabrikanten, Kaufleuten oder Mittelspersonen Waaren zur Herstellung in ihre Wohnung mitbekommen, müssen diese Wohnung als „häusliche Werkstatt“ bei der Ortspolizei gegen Anshändigung eines Meldescheines anmelden und dieser wie den Gewerbeinspektoren die Besichtigung gestatten.

Entspricht die „häusliche Werkstatt“ nicht den Anforderungen der Behörde, so darf der Arbeiter nach Ablauf seines zur Zeit bestehenden Mietkontraktes sie nicht mehr für gewerbliche Zwecke benutzen und der Meldeschein wird ihm entzogen.

Der Vermiether der Wohnung und die Person, die den Arbeiter auf eigene Rechnung oder auf Rechnung eines Dritten beschäftigt, ist von der Entscheidung der Behörde zu benachrichtigen. Das Quartier darf ferner nicht mehr als „häusliche Werkstatt“ vermietet werden, oder doch nur für den Fall, daß eine von der Behörde festgesetzte Zahl von Bewohnern nicht überschritten wird.

Waaren, die in Wohnungen gefunden werden, deren Benutzung als „häusliche Werkstatt“ von der Behörde verboten worden ist, werden beschlagnahmt.

Arbeiter, die beim Nachsuchen des Meldescheines nicht nachweisen können, daß sie bisher schon dem bezeichneten Gewerbe angehört haben, bevor sie ihre Wohnräume zur Herstellung von Waaren der betreffenden Industrie benutzen, einen „Erlaubnißschein“ der Aufsichtsbehörde einzuholen, der bestätigt, daß sich die betreffende Wohnung zur „häuslichen Werkstatt“ eignet.

Diese Bestimmung gilt auch für die jugendlichen Mitglieder einer Familie, die nach Vollendung der Schulzeit die gewerbliche Thätigkeit eines Angehörigen in dessen Wohnung aufnehmen wollen. Bei jedem Umzuge ist diese Konzeßion aufs Neue einzuholen.

Der Arbeiter kann verlangen, daß die Behörde innerhalb einer Woche ihre Entscheidung über die Benutzbarkeit einer Wohnung für gewerbliche Zwecke trifft.

Die Behörde hat auf Wunsch des Vermiethers diesem einen Konzeßion-

schein auszufertigen, nach dem die Benutzung der Wohnung als „häusliche Werkstatt“ bei einer Besetzung mit Personen, die über eine festgesetzte Zahl nicht hinausgeht, gestattet ist.

Die höhere Verwaltungsbehörde kann verfügen, daß in Gewerben, für die diese Anordnung getroffen ist, nach Ablauf einer Uebergangszeit die Benutzung der „häuslichen Werkstätten“ und die Ausgabe von Arbeit an deren Inhaber nur zulässig ist, wenn ein „Erlaubnißschein“ ausgestellt worden ist.

Für den hausindustriellen Gehilfenbetrieb besteht schon heute die Anmeldepflicht und die sanitären Vorschriften, die ich für den Familienbetrieb fordere, sind für ihn schon durch den Paragraphen 120a der Gewerbeordnung gegeben, dem er, wie alle mit fremden Lohnarbeitern arbeitenden Betriebe, untersteht, — bisher allerdings nur auf dem Papier. Um aber auch diese in der Konfektionsindustrie meist in Miethshäusern versteckten und in den Wohnungen der Meister befindlichen Arbeitstätten für die Aufsichtsbehörde leichter sichtbar zu machen, ist es nöthig, für sie die Konzessionspflicht und die Haftbarkeit des Arbeitgebers einzuführen.

Ferner wäre der Paragraph 114 der Gewerbeordnung etwa in folgender Weise zu ergänzen:

Der Bundesrath kann für bestimmte Gewerbe anordnen, daß Kaufleute und Fabrikanten, eben so wie die von ihnen beschäftigten Mittelspersonen und Meister, Listen zu führen haben, in welche die Namen und Adressen der Personen, an die sie Waaren zur Be- oder Verarbeitung ausgeben oder weiter geben, einzutragen sind.

Die Form dieser Listen wird vom Reichskanzler bestimmt. Eine Abschrift der Listen ist zweimal im Jahre der Ortspolize: in zwei Exemplaren einzureichen.

Arbeitgeber oder Mittelspersonen dürfen Waaren nur an solche Personen ausgeben oder weitergeben, die im Besitz eines Melde- oder Erlaubnißscheines sind.

Bei der Behandlung der Heimarbeiter sind hier zwei Kategorien unterschieden: die gegenwärtig in der Konfektion Beschäftigten, deren Leben schon auf die Heimarbeit zugeschnitten ist, und die neu Zutretenden, die bei der Wahl dieser Erwerbsform schon mit den neuen gesetzlichen Vorschriften rechnen konnten. Neben der Rücksicht auf die Arbeiterschaft und die Wohnverhältnisse, die doch nur sehr allmählich eine Umbildung erfahren können, ist diese Unterscheidung auch durch die Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Gewerbeinspektion bedingt. Denn es wäre der Behörde nicht möglich, plötzlich für das Riesentingent der Heimarbeiter eine sorgsame Prüfung ihrer Wohnverhältnisse durchzuführen. Dagegen könnte sie allmählich die überfülltesten Häuser untersuchen, um ungeeignete Quartiere auszuschneiden, und sie würde im Lauf der Jahre durch die Konzession, die Anfänger für ihre Wohnung nachsuchen müssen, den örtlichen Bestand der Heimarbeit ganz in ihre Hände bekommen. Schon diese Aufgabe setzt eine bedeutende Vermehrung der Aufsichtsbeamten voraus, die hoffentlich so erfolgen würde, daß die Heimarbeiterinnen und Werkstätten mit weiblichen Prinzipalen und vorwiegend weiblicher Arbeiterschaft der Fürsorge weiblicher Aufsichtsbeamten anvertraut werden könnten. Hier, wo häusliches und gewerbliches Leben so eng mit einander verknüpft sind, wird eine Frau die sachgemäheren Rathschläge zu ertheilen, die schonenderen und praktischeren Anordnungen zu treffen wissen.

Freilich glaube ich, daß für die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen durch keine noch so intensive Ueberwachung die nöthigen Garantien geboten werden, wenn nicht mit der Haftbarkeit des Arbeiters auch die des Ausgebers der Arbeit gefordert wird. Nur wenn Dieser mitverantwortlich gemacht und daran interessiert werden kann, daß nicht an verbotenen Stellen gearbeitet wird, dürfte die gewünschte Regelung der Verhältnisse einigermaßen durchzusetzen sein. Er würde, wie treffend gesagt worden ist, als eine freiwillige Gewerbe-polizei funktionieren, die, um Ungefehrlichkeiten zu verhüten, ganz andere Handhaben als die Behörde hat. Auch bei diesem System werden sicher kleine und große Befehesübertretungen an der Tagesordnung sein. Die Hauptsache dürfte aber damit erreicht werden: statt der bisherigen Züchtung eine Erschwerung der Heimarbeit, die ihre Vorzüge gegenüber der Werkstattarbeit vermindert und eine Menge von Arbeitskräften, die nicht unbedingt an die Häuslichkeit gebunden sind, dem Werkstatt- und Fabrikbetriebe zudrängen wird, wo die Bestimmungen des Maximalarbeitstages erst Anwendung auf sie finden können, wo aber auch die dringend zu befürwortende Kürzung der Arbeitszeit jugendlicher Personen, die in der Entwicklungszeit bis zum achtzehnten Jahre am Schwersten durch langes Stehen und Maschinenbetreten geschädigt werden, erst dann durchführbar wird, wenn nicht mehr die Möglichkeit vorhanden ist, sie ohne Weiteres in der elterlichen Wohnung statt in der Werkstatt zu beschäftigen.

Die übrigen Vorschläge bedürfen keiner weiteren Erläuterung. Betont soll nur noch werden, daß nach meiner Ansicht das Mitgehen von Arbeit aus Werkstätten nach Ablauf des gesetzlichen Maximalarbeitstages erst dann zu hindern sein wird, wenn den Heimarbeitern die Registrationspflicht auferlegt wird. Nur dann, wenn die Polizei bei Personen, die beim Verlassen der Werkstätten Arbeit mitnehmen, feststellen kann, ob sie im Besitze eines „Anmelde-“ oder „Erlaubnißscheines“ als Heimarbeiter sind — wenn also eine persönliche Unterscheidung zwischen Werkstatt- und Heimarbeiter eintritt —, wird sie nachzuweisen vermögen, ob ihre Beschäftigung ungesetzlich ist oder nicht. Von anderen Methoden, den Maximalarbeitstag für die Werkstattarbeiter zu sichern, verspreche ich mir nicht viel.

Was nun die Ausdehnung einer solchen Bundesratsverordnung auf die verschiedenen Zweige der Näherei und Schneiderei betrifft, so braucht man nur an die Gleichartigkeit der Verhältnisse in der gesammten Konfektion und an die ^{„Wirkung der Konfektion“} ^{„die Möglichkeit der von verschiedenen Werkstätten“} ^{„zu“} ferner an die Unregelmäßigkeit der Pausen, das Ueberarbeiten und die schlechten sanitären Verhältnisse, die oft sogar in den Ateliers der vornehmsten Detailgeschäfte und Kundensneider herrschen, um zu wünschen, daß der Werkstattenschutz und die Regelung der Heimarbeit die meisten Zweige der Bekleidungsindustrie umfassen möge. Die Erfahrungen der Krankenkassen und die Beobachtungen der Gewerbeinspektoren stimmen darin überein, daß hier eine besonders starke Abnutzung der Frauenkraft üblich ist, die im Interesse der allgemeinen Volksgesundheit verhütet werden müßte. Allerdings darf man sich nicht verhehlen, daß mit den vorgeschlagenen Maßnahmen nur gewisse Schäden in den Arbeitsverhältnissen der Konfektion unmittelbar getroffen werden. Auf die Lohnfrage kann durch sie nur ein sehr indirekter und langsam wirkender Einfluß geübt werden. Gewisse Momente, die hier mitsprechen, entziehen sich ihrer Einwirkung fast ganz. Denn es

ist nicht nur die Konkurrenz der Heimarbeiter, sondern auch die der Werkstattarbeiter unter sich, die Natur und Lebenslage des sich vorwiegend in der Konfektion zur Arbeit anbietenden Personals, was den zu einem permanenten Nothstande führenden Lohndruck erzeugt. Es sind die selben Ursachen, die überall zur Entwerthung der weiblichen und der ungelerten Arbeit führen und die der Herausbildung des Kollektivvertrages zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gewissen Industrien unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen.

Wenn aber der Schutz der Lebenshaltung nicht durch die eigene Anstrengung der Arbeiterschaft erreicht werden kann, so wird man zu der Annahme gedrängt, daß der Eingriff des Staates auch auf dem Gebiete nothwendig ist, das seiner Einwirkung ganz entzogen wurde; sei es, daß man an volkswirtschaftliche Gesetze glaubte, die ausgleichend und korrigierend auf den Lohnbildungsprozeß einwirken müßten, oder daß man hoffte, die organisirte Selbsthilfe vermöge in allen Arbeitergruppen genügend zu erstarken, um den Schutz des Staates zu ersetzen. Bleiben diese Voraussetzungen aber dauernd in gewissen Gewerben aus, so müßte der Staat mindestens da, wo die Arbeiterschaft zu schwach ist, um sie sich selbst aufzubauen, die Form der Organisation schaffen.

Daß die Zwangsorganisation und die Bildung von Lohnkommissionen — aus Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer gebildet und mit der Regelung der Bezahlung beauftragt — in Industrien mit vorwiegend weiblicher und hausindustrieller Arbeiterschaft allmählich als eine Nothwendigkeit erkannt werden wird, ist meine feste Uebergengung. Heute aber hat dieser Gedanke noch keinerlei Aussicht auf Verwirklichung; denn er hätte thatsächlich eine ganz andere Weichenstellung für den Kurs unserer Sozialpolitik zu bedeuten. Die liberalen Parteien würden einen Bruch mit den Grundsätzen ihrer Wirtschaftstheorie darin erblicken. Die Regierung und die konservative Partei, die der Idee der Zwangsorganisation sonst sympathisch gegenüberstehen, fürchten ihre Anwendung auf die industrielle Arbeiterschaft, weil sie in deren Organisation ein Gefäß für sozialdemokratische Bestrebungen sehen. Dagegen bedeuten die hier gemachten Vorschläge zur Regelung der Heimarbeit kein durchaus neues Gleis für die Fortführung der Arbeitergesetzgebung; sie sind nur die letzte Etappe in der bisher verfolgten Schutzpolitik. Sie könnten jedenfalls, verbunden mit den Regierungsvorschlägen, ein Wesentliches zur Gesundung der Konfektionsindustrie beitragen. Viele Kreise würden sich nicht mehr durch den Gedanken benutzthigt fühlen, daß in unserem Volk ein schwerer Nothstand besteht, dessen Aufdeckung zwar das soziale Mitgefühl gewedt, den man aber nicht energisch zu beseitigen versucht hat. Und für eine große Gruppe unserer Arbeiterschaft zu beweisen, daß in der hentigen Gesellschaft keine Besserung ihrer Lage zu erreichen ist, nicht zur persönlichsten Lebenserfahrung zu werden.

Gertrud Dyhrenfurth.



Siegfried Wagner und der Bärenhäuter.

Die Natur schafft stetig neue Gestalten; was
da ist, war noch nie; was war, kommt nicht
wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte.

Goethe.

Siegfried Wagners „Bärenhäuter“ macht viel von sich reden, und was geredet wird, richtet sich, so weit meine Erfahrung reicht, nach drei oder vier bestimmten Schablonen. Zunächst macht sich eine Gruppe vernehmbar, die trotz den Arbeiten Francis Galtons und Alphonse de Candolle's an dem Dogma festhält, Begabung sei nicht vererblich; Siegfried Wagner darf kein Genie haben, folglich hat er keins. Gegen solche Ueberzeugungen sind Papst und Kaiser machtlos. Dieser ersten Gruppe nah verwandt ist eine zweite: Leute, die dem jungen Künstler freundlich gesinnt sind, es jedoch nicht verwinden können, daß er der Baukunst untreu wurde; es scheint, der Sohn hätte, als Buße für die sündigen Liebestränke, Weiswörtereien u. s. w. des Vaters, sein Leben lang Kirchen bauen sollen. Einem ganz anderen Menschenschlag gehört eine dritte Gruppe von Mißvergnägten an; gebildet wird sie von den begabten und unbegabten Musikern der sogenannten radikalen Schule. Unter diesen Herren herrscht die eigenthümliche Auffassung, in der Kunst müsse jeder Neuere über die Aelteren „hinausgehen“. Dieser Standpunkt gleicht dem der Hochtouristen, denen kein Berg Freude macht, wenn sie nicht ein paar Meter höher als ihre Vorgänger daran hinaufkommen oder — wenn Das nicht mehr geht, weil die Spitze schon erreicht wurde — ihn wenigstens von der anderen Seite erklimmen. Nun ist Siegfried Wagner aber offenbar kein Alpinist; am Liebsten geht er im waldigen Thale spaziren und verschmäht es nicht, die seit Generationen wohlgebahnten Wege zu wandeln; gelüftet es ihn jedoch einmal nach einer unbetretenen Höhe, so traxelt er gar nicht im Schweiß seines Angesichtes hinan, sondern (um seine eigenen Worte zu gebrauchen), „lustig wie ein junger Fink, wirft er von sich alle Sorgen“, fliegt hinaus und läßt von oben sein Lied erschallen, ohne daß man sagen könnte, wie er es fertig gebracht hat, den lieblichen Gipfel zu ersteigen. Einen solchen Menschen kann man in den Kreisen der raffiniertesten Technik nicht ernst nehmen; er gehört nicht zur Meisterkunst. . . Bei aller Hochschätzung der Vertreter dieser verschiedenen Anschauungen wäre es dennoch, glaube ich, verlorene Mühe, sich mit ihnen in eine Kontroverse einzulassen; man richtet da nichts aus. Anders verhält es sich mit einer letzten und weitaus zahlreicheren Gruppe der die öffentliche Meinung gestaltenden Stimmen. Diese begrüßen das Werk des jüngeren Wagner mit warmer Sympathie und fargen nach keiner Richtung hin mit Anerkennung; die Dichtung namentlich wird sehr gelobt, doch auch die Musik geht nicht leer aus und mit Entzücken werden die Frische und

Liebenswürdigkeit, die das Ganze durchtränken, hervorgehoben. Gerade mit diesen freien, durch keinerlei systematische Schranken verdohrbenen Kritikern möchte ich nun in aller Freundschaft einen kleinen Strauß austechten; denn auch unter ihnen haben gewisse schablonenhaft nachgesprochene Behauptungen sich in der kurzen Zeit seit der münchener Aufführung schon fast allgemein festgesetzt, wodurch das lebendig rachsmpfindende, freie Urtheil, Das, was Richard Wagner die „mitschöpferische“ Thätigkeit des Publikums zu nennen pflegte, bedeutende und bedauerliche Beschränkungen erleidet. Eine Vermahrung muß ich jedoch, im Interesse des Folgenden, sofort einlegen: weit entfernt, ein Feind aller Kritik zu sein, wie gewisse Flachköpfe es mir vorgeworfen haben, achte ich die Kritik ungemein hoch; sie ist die eigentliche Erzieherin, der Pädagoge, welcher Verständniß fördert und Ueberhaftung hemmt. Wer möchte in der Literatur unseres Jahrhunderts einen Sainte-Beuve entbehren? In diesem Falle liegt es außerdem nah, auf Richard Wagner zu verweisen, zu dessen besten Arbeiten seine kritischen gehören; man denke nur an „Oper und Drama“. Es muß aber gestattet sein, an der Kritik Kritik zu üben. Es darf auch stets von der Kritik gefordert werden, daß sie nach streng wissenschaftlichen Prinzipien verfare, und Das heißt vor Allem, daß sie nur sichere Thatsachen als Thatsachen aufstelle und daß sie außerdem ihren Urtheilen nur klare und richtige Begriffe zu Grunde lege.

Ziemlich häufig begegnet man bei den freundlichsten Beurtheilern des „Bärenhäuter“ einer *captatio benevolentiae*, die entschieden abgewiesen werden muß. Es heißt nämlich, Dies sei ein Opus 1, ein erster, tastender Versuch und das Werk müsse deshalb nachsichtig und ermunternd beurtheilt werden. Da hätte die entgegengesetzte Behauptung, die ich sowohl mündlich wie auch in Zeitungen schon begegnet bin, einen größeren Schein der Verechtigung: es sei nicht viel von einem Mann zu erwarten, der erst im dreißigsten Lebensjahre seine dramatische Begabung entdecke. Beiden Auffassungen fehlt jedoch die tatsächliche Grundlage und beiden fehlt die kritische Berücksichtigung der besonderen Umstände. So viel ich weiß, hat sich die Neigung zu dramatischer Gestaltung seit früher Kindheit bei Siegfried Wagner ausgesprochen. Als ich vor zwei Jahren eine Arbeit über Heinrich von Stein für eine französische Zeitschrift unternommen hatte, wurden mir von verschiedenen Seiten Briefe von und an Stein zur Verfügung gestellt; Wahnfried und seine Einwohner, ganz besonders Steins Schüler, Siegfried, bildeten natürlich ein Hauptthema dieser Briefe; und da sah ich schon den Knaben mit Dichten und Theaterspielen beschäftigt. Auch aus einer späteren Zeit, als der Knabe zum Jüngling herangewachsen und der Jüngling mit allerhand anderen Dingen beschäftigt war, erinnere ich mich, aus Briefen und Gesprächen entnommen zu haben, wie organisch eingewurzelt die An-

lage zur dramatischen Gestaltung des Gelesenen und Erlebten sich weiter bethätigte. Zwar bin ich nicht in der Lage, der Neugier des Publikums mit ausführlicheren Angaben zu dienen; so viel glaube ich aber mit voller Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß die Dichtung zum Bärenhäuter nicht ein erster Versuch ist, sondern das reife Erzeugniß eines Mannes, der schon seit vielen Jahren über dramatische Dinge nachgedacht und sich in und an ihnen versucht und geübt und ausgebildet hat. Das nicht einzusehen, ist ein kritischer Urtheilsfehler, der auf so falsche Fährte führt, daß wir dann später Manches unter einem ganz unrichtigen Winkel erblicken. Fragte aber Jemand, wie es möglich sei, daß eine hervorragende Begabung erst mit dreißig Jahren sich öffentlich bethätige, so würde ich zunächst die Frage als eine mäßige abweisen: wie Goethe uns in den Worten, die ich diesem Aufsatz voranstellte, sagt: „was da ist, war noch nie“. Was auch die Philister sich einbilden mögen, — ein Paradigma für den Entwicklungsgang außerordentlicher Männer giebt es nicht. Außerdem muß man sagen, daß in diesem Falle die Verhältnisse deutlich, fast gebieterisch auf eine derartige Erscheinung hinweisen. Die Besonnenheit und damit im Bunde die Selbstbeherrschung sind bei Siegfried Wagner geradezu enorm entwickelt; dem unaufmerksamsten Beobachter fällt Das auf. Der Physiologe sagt zur Erklärung: es ist der Sohn eines schon älteren Mannes; mich dünkt die fernere Beobachtung noch interessanter: diese Charaktereigenschaften sind offenbar ein Vermächtniß des Vaters. Man staunt vielleicht über eine scheinbar so kühne Behauptung; doch mit Unrecht. Richard Wagners gesamtes künstlerisches Werk zeugt für eine ans Fabelhafte grenzende Besonnenheit und Selbstbeherrschung; gerade diese Anlage hat nun sein Sohn geerbt, und zwar im Bund mit durchaus anders gearteten Charakterzügen und Begabungen, durch die jene Besonnenheit, die dort gewissermaßen nur im Verborgenen, in der allerheiligsten Einsamkeit des schaffenden Künstlers, waltete, hier im Vordergrund steht, das Leben selbst wie ein sicherer Steuermann lenkend. Schon deshalb trat der früh Dichtende erst spät als Dichter vor uns hin. Dazu kommt aber noch eine wichtige Erwägung: man bedenke die besonderen Umstände, unter denen dieser Mann aufgewachsen ist. Wurde Richard Wagners kindliche Begeisterung für das Theater durch Webers „Freischütz“ mit seinen einschmeichelnden Volksweisen und seiner einfachen Fabelirung geweckt, so dürften Siegfried Wagners früheste Theatererinnerungen die bayreuther Festspiele und andere besonders festliche Aufführungen der vollendetsten Werke seines großen Vaters sein. Auch seither ist er in Bezug auf Theater, Literatur und Musik fast ausschließlich mit dem Allerbesten in Berührung gekommen; er kennt eigentlich nur die Gipfelpunkte, die der schöpferische Menscheng Geist im Laufe der Jahrhunderte erklimmen hat; vom Uebrigen weiß

er wenig oder nichts, da Das, was ursprünglich Einfluß der Umgebung war, nun eine auch nicht auf Augenblicke zu entbehrende geistige Atmosphäre für ihn geworden ist. Wie leicht verständlich ist es, daß unter diesen Bedingungen ein Mann erst verhältnißmäßig sehr spät dazu kommen konnte, Etwas zu schaffen, das ihm selber genügte! Die Ideale, mit denen von Kind auf alle seine Gedanken verwoben waren, ragten gar hoch hinauf, bis in die Wolken. Daß ein unter solchen Umständen aufgewachsener Mann sich überhaupt zur Selbständigkeit, zur Erfassung seiner rein individuellen Persönlichkeit, durchringen konnte, ist an und für sich ein Beweis von ungewöhnlicher Begabung und echtem Schaffensdrang. Daß aber in einem derartigen Falle der übliche Begriff eines Opus 1 nicht zutrifft, ist klar; dieser Autor hat keinen Anspruch auf irgend eine *captatio benevolentiae*. Ob Das unser Urtheil zu seinem Vortheil oder Nachtheil beeinflusst: wir dürfen und müssen voraussetzen, sein Werk sei ein reifes, das Werk eines Meisters, der keine Prüfung scheut. Es mag wohl sein, daß Wagner die praktischen Erfahrungen an seinem ersten Werke für die folgenden zu Gute kommen werden; ich will es nicht in Abrede stellen; doch glaube ich, daß es sich da nur um geringfügige Dinge handeln kann; in der Hauptsache steht schon die ganze Gestalt vor uns, als Dichter und als Musiker.

Die Beseitigung dieses ersten Mißverständnisses führt sofort zur Aufdeckung einiger weiteren Mißverständnisse. So hat man z. B. der Dichtung — trotzdem sie mit seltener Einstimmigkeit gelobt wurde — von vielen Seiten Mängel vorgeworfen, die man als „ungenügende Motivirung“ bezeichnet und der „Unerfahrenheit“ des Verfassers zuschreibt. Nun mag die Dichtung des Bärenhäuters Mängel enthalten, so viele man will; ungenügende dramatische Motivirung ist aber ganz ausgeschlossen, denn der Autor ist kein unerfahrener, sondern im Gegentheil ein in dem Aufbau dramatischer Zusammenhänge geübter und erfahrener Mann. Gerade in diesem Punkte haben die Kritiker von Siegfried Wagner viel zu lernen, nichts ihn zu lehren; nur das Vorurtheil des Opus 1 hat sie hier irreführt. Dazu allerdings der traurige Mangel an Einsicht in das schon von Lessing aufgestellte Gesetz, daß „Poesie und Musik nicht zur Verbindung, sondern vielmehr zu einer und eben der selben Kunst bestimmt sind.“ Siegfried ist nicht nur in der künstlerischen Besonnenheit der Sohn seines Vaters, sondern auch in seiner besonderen poetisch-musikalischen Art, dramatisch zu gestalten. Wie kommt es so vor, als sei gerade die Dichtung zum Bärenhäuter, die so allgemein gelobt wird, bisher nicht nach ihrem Werth und in ihrer Eigenartigkeit geschätzt worden. Vielleicht wird Das erst geschehen, wenn durch eine Aufeinanderfolge mehrerer Werke die Augen der Betrachter geschärft sein werden. Bisher habe ich in der gesammten Presse einen einzigen Aufsatz ge-

sehen, der gerade dieser Sache auf den Grund geht; er steht in der wiener „Deutschen Zeitung“ vom zweiundzwanzigsten März und ist von Max Morold unterzeichnet. Der in dichterischen Dingen sehr bewanderte Sohn des trefflichen Stephan Milow weist darauf hin, wie im echten musikalischen Drama „Personen und Szenen einen übernatürlichen, symbolischen Charakter erhalten, über dessen rein menschlichen Gehalt uns die Musik keinen Augenblick im Unklaren läßt.“ Das trifft ins Schwarze. In einem derartigen Werke begleitet die Musik nicht allein, sondern sie ist selbst gar oft der dramatische Kern, diejenige Stimme, ohne welche Bild und Wort ihren Sinn nur halb enthüllen. Wer hier das angebliche „Eibretto“ liest und darn über ungenügende dramatische Motivirung klagt, ist nicht recht bei Trost; er kann ja nicht einmal den Charakter des Helden ohne Berücksichtigung der Musik richtig beurtheilen. Die Vorwürfe betreffen hauptsächlich die Gestalt des Peter Schließer, die nach meinem Empfinden eine Säule des ganzen Dramas ist. Hier will ich Max Morold für mich reden lassen: „Was ist nun aber mit dem ‚Fremden‘? War dieser Peter Schließer unten in der Hölle wirklich nur eine episodische Reminiscenz an eine bekannte Legende, brauchbar zum Vorwärtschieben der Handlung? Und ist sein Wiederauftauchen im dritten Akt — wie Manche glauben — auch wieder nur ein äußerliches Moment, das Eingreifen eines deus ex machina? Wenn man die Dichtung liest, hat es beinahe den Anschein. Die Idee vom Siege eines Menschen über seine eigenen Fehler und Schwächen würde der Wort-Dichter ohne jede Beihilfe von Wundern und Symbolen nur durch die Handlung und das Wort allein ausgedrückt haben. Doch die Handlung wäre dann noch etwas verwickelter und das Hin- und Herreden der Personen gewiß viel umständlicher ausgefallen. Der Lieddichter hingegen braucht eine einfache Handlung mit kurzer, klarer Rede und Gegenrede. Dafür gestattet ihm sein besonderes Ausdrucksmittel, die Musik, weitreichende Beziehungen wie mit einem Schlag zu enthüllen, Unausprechliches und Unsägliches überzeugend mitzutheilen. . . So hat denn auch Siegfried Wagner, statt böser Menschen und peinlicher Fälle des Erdenlebens, den Teufel selber und seinen Handel auf die Bühne gebracht. Wenn er nun über diese leibhaftige Unterwelt das Gute in Hans legen läßt, so erfordert es geradezu der Stil und die Technik des musikalischen Dramas, daß auch dieses Gute sichtbar werde. Die eine Personifikation bedingt die andere; dem Teufel muß Peter Schließer entgegenwirken.“ So viel nur als flüchtige Andeutung über die Berechtigung, ja, Nothwendigkeit dieser Gestalt. Gerade sie ist aber gleichsam in Musik getaucht und ohne ihre musikalische Verkörperung gar nicht zu erblicken. Musik,

jenes Meer,
das stuhend strömt gesteigerte Gestalten!

Ganz besonders wird das Auftreten des Peter Schließer im dritten Akt als „unmotivirt“ getadelt; eine merkwürdige Verirrung des Urtheils, da gerade hierdurch die Vollendung des Dramas erst erzielt und veranschaulicht wird. Hans Kraft hat die Prüfung- und Läuterungszeit überstanden, auch sein Mädchen ist ihm treu geblieben; er ist aus der Macht des Teufels, in die er durch Leichtsinns verfallen war, erlöst; die Hölle hat ihr Wort gehalten, der Himmel wird es doch nicht weniger thun; und gerade jetzt, im Augenblick, wo er gesiegt hat, wo er den Preis in der Hand hält, wo Entbehrung und Leiden durch Sonne der Liebe und Freuden des Lebens vermischt werden sollen, jetzt tritt sein himmlischer Freund dazwischen und „weist ihn eines anderen Pfades“, nicht mehr „zur liebsten Maid“, sondern „zu Ruhmesthat“; wobei wir aber deutlich empfinden:

Die That ist Alles, nichts der Ruhm.

Die Freuden waren seine; Himmel und Hölle hatten beide sie ihm zugesichert; nun heißt es, mit vollem Bewußtsein, aus freiem Entschluß, verzichten; das Vaterland ruft, und Vaterland heißt die Pflicht; nicht mehr aber die bestimmte, auferlegte Vertragspflicht, sondern die Pflicht kurzweg. Die brahmanischen Inder bezeichneten „die Verzichtleistung auf den Genuß des Lohnes“ als eine der Grundlagen aller echten Religion; bis in diese religiösen Tiefen des Menschenherzens greift hier unser Dichter. Mit Hilfe einer einzigen Szene, die genau fünfundzwanzig Verse zählt und kaum drei Minuten beansprucht, bringt er einen rein psychologischen Vorgang zur Darstellung, ja, läßt uns ihn thatsächlich mit Augen erblicken, an den sich selbst noch keins unserer sogenannten psychologischen Dramen herangewagt hat. Das zeugt für große Sicherheit in der Gestaltung des ganzen Dramas, namentlich für mathematisch genaue Motivirung. Daß Hans Kraft wortlos gehorcht, ist durch Zweierlei bedingt: der Gehorsam gehört hier zu Krafts Charakter, das Wortlose zur speziellen Technik Wagners. Es hat vielleicht noch nie einen Künstler gegeben, der so wenig darauf ausging, *de mettre les points sur les i*. Schon aus diesem einen Werke entnehmen wir deutlich, daß Siegfried Wagner unmittelbar zu dem Volke, dem echten, unverdorbenen, naiv empfindenden Volke redet und sich dabei doch eines Stils befleißigt, der nur Denen alle Schätze der poetischen Absicht enthüllt, die als wahre, feinst empfindende Künstlerseelen *inter lineas* legunt.

Ueber die Musik will ich nur wenige Worte sagen, denn ich bin nicht Musiker von Fach und es mißfällt mir höchlich, über technische Dinge zu dilettiren; dem Liebhaber bleiben nur die allgemeinen Eigenschaften eines Tongebildes zur Beurtheilung. Daß das Tongebilde Siegfried Wagners von der Kritik Lob und Tadel erfuhr, ist mir recht; ich habe ja heute nicht das Werk, sondern die Kritik zu kritisiren; bei dieser nun ist mir ein Punkt aufgefallen, über den ich vergeblich, selbst bei wirklich geistreichen Rezensenten,

Aufklärung gesucht habe. Bei aller Anerkennung für die Feinheit der motivischen Arbeit, für die Behandlung des Orchesters u. s. w., wird von vielen Seiten dem jungen Komponisten eine gewisse „Trivialität der Erfindung“ vorgeworfen. Den genauen Sinn dieses Vorwurfes hätte ich gern ergründet; bisher gelang es mir nicht. Trivium bedeutet einen Ort, wo mehrere Straßen zusammen laufen, und im erweiterten Sinn einen Marktplatz; „trivial“ wäre demnach das recht Volksmäßige, jedem Gassenbuben Verständliche. Doch legen wir diesem Begriffskreis noch den Sinn des gänzlich Unbedeutenden, flachen bei und ergänzen diese gemischte Vorstellung durch den weiteren Beigeschmack des oft Gehörten, Abgedroschenen. Ich glaube, hiermit ist das Triviale genau analysirt. Durch welchen Gedankenprozeß ist es nun möglich, diesen Begriff auf Wagners Musik anzuwenden? Daß in ihm frische, einschmeichelnde Melodik blüht, ist ohne Weiteres zuzugeben; ist die thematische Durchführung und die Instrumentation ungemein fein, so ist trotzdem die Erfindung fast verblüffend einfach und volksmäßig; der musikalische Gassenbube wird eben so sehr wie der kunstverständige Freund schöner melodischer Linien auf seine Kosten kommen. Insofern lasse ich also das Trivium ohne Weiteres gelten. Doch wie sieht es um die beiden anderen Bestandtheile des Begriffes „trivial“, um das Abgedroschene und Unbedeutende? Sind die Melodien Siegfried Wagners alte, wohlbekannte Gestalten, nur neu aufgepußt und zugerichtet? Hier handelt es sich nicht um Geschmack, sondern um eine Thatsache; der Musikkenner muß in der Lage sein, ganz bestimmt mit Ja oder mit Nein zu antworten. Er antwortet ohne Zögern: „Nein“. In München habe ich kürzlich bei einem der bekanntesten Tonkünstler Deutschlands einer kritischen Analyse der hervorragendsten Melodien des Bärenhäuter beigewohnt, mit dem Ergebnis, daß gerade die Melodik Wagners — was man sonst auch von ihr halten mag — durchaus sein eigener Besitz ist und weder Entlehnung noch Anlehnung aufweist. Das Triviale hinkt also schon auf dem einen Bein; wie ist es nun um das andere bestellt? Hier fällt es zunächst schwer, eine bestimmte Antwort zu erhalten; denn an welchem Kriterium soll man die Bedeutendheit oder Unbedeutendheit einer Melodie erkennen? Alle Melodien scheinen mir stammverwandt; ich wüßte nichts, wo das goethische Wort: „Alles ist neu und doch immer das Alte“ mehr buchstäblich gelte; Melodie ist wie Licht und Liebe, sie ist hinströmende Natur; erst der Gebrauch, den wir von diesen Gaben machen, bringt den Begriff der Bedeutung in solche Vorstellungen hinein; jede Melodie kann erhaben, jede gemein wirken. Namentlich Das, was die Franzosen une *mélodie franche* nennen, ist eine äußerst zarte Blume; wie bei der Liebe: die Berührung einer rohen Hand genügt, — auf ewig ist der Duft verschwunden. Man höre doch zu,

wenn eine Duzendmilitärkapelle die Ouvertüre zu „Rienzi“ spielt: es ist keine Circusmusik. Ich erinnere mich, wie bei einer solchen Aufführung in der wiener Musikausstellung ein naiver Landsmann von mir laut ausrief: „Oh, what dreadfully vulgar music! Surely it can't be by Wagner!“ Jedoch im Drama erhalten wir wirklich ein Kriterium: es ergibt sich aus der Situation, aus den Charakteren, aus den Worten, zu denen die betreffende Melodie gehört. Hier wird — Das giebt wohl Jeder zu — die Angemessenheit über die Bedeutung entscheiden. Als ich nun neulich einem allgemein geachteten und mir besonders sympathischen Kritiker bis in diese Ecke getrieben hatte, wehrte er sich mit dem Einwurf: „Nun ja, die Angemessenheit! Das ist es aber gerade: so eine Melodie wie die in F-dur, die dreimal in der Ouvertüre zum Värenhäuter auftritt und ihr den Schlussstein giebt, ist ja ganz schön und Kollege Hirschfeld geht vielleicht nicht zu weit, wenn er sie ‚herrlich und beseligend‘ nennt; eine solche Melodie kann ich mir aber nur in einem Militärmarsch gefallen lassen, doch nie und nimmer in einem ernstem Musikdrama.“ Also die Melodie, die das kühne Selbstvertrauen, die heitere, liebenswürdig selbstbewußte Keckheit eines jungen Soldaten zum Ausdruck bringt, darf nicht die Natur eines Marsches haben? Mich dünkt Das im Gegentheil geradezu geboten; ich kann mir eine andere Auffassung gar nicht denken. So unangemessen es gewesen wäre, wenn Richard Strauß sein „Also sprach Zarathustra“ als Militärmarsch komponirt hätte, so angemessen scheint es mir, daß in diesem Falle das Militärische zum Ausdruck kommt und die marschähnliche Form des Rhythmus zu Grunde gelegt wird. Selbst in dem Gebet des Rienzi — „Allmächtiger Vater, blick' herab“ — treffen wir die zwar feierlich erweiterte, doch deutlich erkennbare Marschform an als die natürliche, gebotene Form des Heldenhaften und Kriegerischen. Und nun höre man, zu welchen Worten diese Melodie zuerst ertönt. Der Teufel hat dem Hans seine Strafe zudiktirt; Hans hat seinem Schmerz in einer der rührendsten Weisen dieser melodienreichen Partitur Ausdruck verliehen:

Ach, wie sünd' ich wohl je
Die Maid, die so mich liebt!

Und nun plötzlich, als der Teufel das lange Martyrium des Verspottet- und Verachtetwerdens durch höhnische Bemerkungen schon eingeleitet hat, da rafft sich Hans auf; er weiß sich in seiner Unverdorbenheit und seinem männlichen Muth dem boshaften Dämon überlegen; entschlossen schreitet er auf ihn zu und ruft ihm mit fast heiterer Zuversicht in die grinsende Frage:

Aber weh' Dir, Herr Mosje!
Wollte mir die Wette je! u. s. w.

Hätte wirklich zu diesen Worten der Komponist zweiunddreißigstimmig

„zarathustriren“ sollen? Nein: man urtheile über diese Musik, wie man will, aber man nenne sie nicht trivial, denn damit redet man nur Unsin.

Noch eine kritische Aussetzung bleibt mir zu kritisiren, eine letzte. Sie betrifft das Thema der Originalität. In manchen durchaus sympathischen Besprechungen des „Bärenhäuter“ habe ich die Bemerkung gefunden, das Werk zeuge nicht von hervorragender Originalität. Die Unschuld hat im Himmel einen Freund; sonst würden sich die Herren nicht auf ein so gefährliches Glatteis wagen. Ich meine, es giebt vielleicht auf der ganzen Welt nichts, was so schwer zu diagnostiziren wäre wie wahrhaftige Originalität. Keiner der ganz großen Männer der Weltgeschichte — nicht ein Einziger, von Plato bis Bismarck — ist ursprünglich für originell gehalten worden. Jeder kennt die Schrift, in der Greene von Shakespeare sagt, er habe zwar „für einen Großen Wig“, sei aber im Uebrigen „ein eingebildeter Kerl“, der es nur verstände, von Anderen abzuschreiben; und in einem Sonet aus jener Zeit wird Shakespeare als der Dichter bezeichnet, „der sich mit fremden Federn schmückt“. Was also seine Zeitgenossen Shakespeare vorwerfen, ist ganz speziell der Mangel an Originalität. Das hört sich komisch an, doch man glaube nicht, daß es um unser Urtheil besser stände. Im Jahre 1869 meinte der verstorbene Kunsthistoriker Lübke von den „Meisterfingern“, ein einziges Lied von Gumbert weise mehr Erfindung auf als diese ganze Partitur. Der arme Mann; man möchte seine Worte jedem Kritiker als Warnung an die Wand schreiben! Es fällt mir nicht im Traum ein, Siegfried Wagner den genannten Geistesfürsten zu vergleichen; wie sollte ich Das denn, da mir fast alle Elemente zum Vergleich fehlen? Man sieht aber, wie vorsichtig man gerade in Bezug auf diese Frage sein muß. Lassen wir Siegfried Wagner nur ruhig seinen Weg gehen; Mancher wird vielleicht erst aus seinen späteren Werken ersehen, wie originell das erste war. Denn es ist ein natürlicher und nothwendiger Instinkt des Menschengenosses, eine neue Erscheinung durch den Vergleich mit bekannten Erscheinungen sich deutlich zu machen. Sie mag ja auf eigenen Füßen stehen; in unserer Vorstellung aber wachsen ihr die Füße erst später nach und nach an, und damit sie aufrecht bleibe, müssen wir sie zunächst an Festgewurzelttes „anlehnen“. Ein neuer Mann ist gleichsam wie ein Schiff, das man am Horizont aufstauen sieht; zunächst erblickt man nur die Spitze des einen Mastes, dann die eines anderen, — und es dauert lange, ehe selbst der erfahrene Seemann genau weiß, mit was für einem Fahrzeug man zu thun hat. Zu dem Thema der Originalität muß ich noch eine Bemerkung machen; die Anwendung auf den Bärenhäuter und auf dessen Verfasser wird sich von selbst ergeben. Was ist denn eigentlich Originalität? Und warum verlangt man von ihr, sie solle „auffallend“ und „hervorragend“ sein? Daß sie bei den Größten nicht auffiel, haben wir eben

gesehen; sollte sie es bei den Kleineren? Ich fürchte, daß wir im gewöhnlichen Leben unter Originalität Etwas verstehen, das damit nichts zu thun hat: daß nämlich ein Mensch ein X dahin macht, wo eigentlich ein U hingehört. Goethe, der nicht müde wird, seinen Spott über die angeblichen „Originalgenies“ auszugießen, nennt sie „Narren auf eigene Hand“. Was ist also wirkliche Originalität? Originalität ist ganz einfach das freie Walten der Natur auf geistigem Gebiete. Die Steigerung findet gar keine Anwendung hier. Man ist originell oder man ist es nicht: und ein Geist fünfzehnten Ranges kann, was Originalität betrifft, einem Shakespeare ebenbürtig sein. Die Originalität ist — ich weiß, es hört sich paradox an, es ist aber doch richtig — die Originalität ist eigentlich etwas rein Passives; und deshalb weiß kein origineller Mensch, daß er es ist, und ist kein Mensch originell, der es sein will; denn Originalität ist diejenige Charakteranlage, durch welche ein Mensch der in ihm nach Ausdruck ringenden, gewissermaßen „unpersönlichen“ Natur freien Lauf läßt. Freilich erscheint uns in solchen Fällen die Persönlichkeit um so interessanter; doch kommt Das in Wahrheit daher, daß hier die Persönlichkeit dient, nicht gebietet. Das Schöpferische liegt jenseits des Intellektes; je deutlicher wir die Natur durch einen Intellekt — wie durch eine klare Fensterscheibe — erblicken, um so origineller dünkt uns die betreffende Persönlichkeit. Daher kann ein kleiner Geist eben so originell wie ein großer sein. Lawrence Sterne ist gewiß kein Shakespeare; er ist aber sein Genosse, was Originalität betrifft. Kein Deutscher ist origineller als Lichtenberg. Dabei fällt mir ein merkwürdiges Wort Richard Wagners ein: wir Menschen wären Alle Genies, wenn wirs nur wollten. Das kann sich doch offenbar nur auf Das beziehen, was ich hier als Originalität geschildert habe. Man kann doch unmöglich allen Menschen die aktive Befähigung zu höchsten Geistes- thaten zusprechen, wohl aber die passive, so zu sein und sich zu geben, wie sie sind: Das aber ist Originalität oder, wie Wagner es hier nennt, Genialität. Ich meinte vorhin, Melodie sei hinströmende Natur; das Selbe gilt von uns Individuen, insofern wir originell zu sein, und Das heißt, die Natur frei mit uns walten zu lassen verstehen. Jeder von uns könnte seine eigene Melodie haben, ihm allein gehörig, „eine ewig neue Gestalt, doch immer das Alte.“ Und frage ich mich nun von diesem Standpunkt aus, auf welche Stufe der Geisteshierarchie Siegfried Wagner zu stehen kommen wird, so antworte ich ganz ehrlich: Ich für mein Theil habe keine Ahnung davon; doch Das glaube ich seinem Opus 1 sicher entnehmen zu können, daß er sein Leben lang seine eigene Melodie singen wird, und ich bin überzeugt, ein besserer Prophet als Labde zu sein, wenn ich behaupte, eine spätere Zeit werde ihm Originalität nicht absprechen.

Wien.

Houston Stewart Chamberlain.

Das Gardecorps.

Nachdem kürzlich der Abgeordnete Richter im Reichstage die Existenzberechtigung des Gardecorps einer Kritik unterzogen hat, die viel Zutreffendes enthielt, erscheint es von Interesse, das Pro und Contra in einer unparteiischen Erörterung gegen einander abzuwägen.

Die hervorragenden militärischen Leistungen des Gardecorps in den letzten Kriegen, bei Königgrätz und bei Saint-Privat, stehen außer allem Zweifel und konnten auch von dem freistinnigen Führer nicht bestritten werden; aber Recht hatte er, als er darauf hinwies, daß heute im Kriege die Garde nicht anders verwendbar sei als jedes Linien-corps.

Die Zeiten sind vorüber, da man bei der geringeren Größe der Heere die Garde als die entscheidende Reserve in der Schlacht aufsparen konnte, um durch ihren Vorstoß im Augenblick der höchsten Krisis den Widerstand des Gegners zu brechen und den Kampf damit endgiltig zu entscheiden. Napoleon konnte Das: an Bravour, Geschicklichkeit und Qualität der Führer übertragen seine Garden in jeder Hinsicht alle anderen Theile der französischen Armee und die Schlacht galt noch nicht für verloren, so lange es hieß: „La garde n'a pas encore donné“.

Die Garden entstanden überall aus den Leibwachen der Fürsten; im Laufe der Zeit entwickelten sie sich in Frankreich, Deutschland und Rußland zu großen Heereskörpern und wurden auch dann noch als die besonderen Stützen des Thrones und der Dynastie behandelt; in Rußland kann die Garde thatsächlich auch heute noch dafür gelten. Ihr Uebergewicht in der taktischen Leistungsfähigkeit hat einmal dadurch gelitten, daß die moderne Heeresausbildung von allen Truppentheilen das selbe Niveau fordert, und ferner dadurch, daß die Fortschritte der Waffenwirkung auch minder tüchtigen Kräften ausgleichend zu Gute kommen. Trotz heldenmüthigster Tapferkeit war das preussische Gardecorps bei seinem ersten Angriff auf Saint-Privat nicht im Stande, die französischen Linientruppen zu werfen.

Wenn es also schon im Interesse des Gesamttheeres bedenklich ist, daß die Offiziere des Gardecorps sich ausschließlich aus denjenigen Elementen ergänzen, die durch ihre Lebenslage, ihre Familienverhältnisse und in ihrer Mehrzahl durch die Erziehung im Kadettencorps den werthvollsten Nachwuchs liefern, so erscheint die Bevorzugung des Gardecorps durch einen besonders ausgewählten Truppensatz unbedingt nachtheilig. Der Monarch bedarf heute keiner Leibwache oder Leibtruppe mehr, am Allerwenigsten einer in der Stärke eines Armeecorps. Alle Armeecorps sind gleich kriegsmäßig ausgebildet und ihrem obersten Kriegsherrn gleich treu. Die Wehrordnung führt dem Gardecorps die körperlich und geistig begabtesten Militärpflichtigen

zu. Bestrafte und verheirathete Leute sind ausgeschlossen. Es erhält also in seinem Ersatz vorzugsweise die Elemente, die zum Unteroffizier und namentlich zum Unteroffizier in der Reserve und Landwehr geeignet sind; denn schon die Statur und körperliche Beschaffenheit sprechen bei einem Manne, der vor und in der Front als Befehlshaber aufzutreten hat, sehr erheblich mit. Die übrige Infanterie muß sich in Folge Dessen mit minderwerthigen Elementen begnügen. Die Linieninfanterie ist aber so wie so schon übel daran. Die neunzehn Jäger-Bataillone nehmen nach der Heeresordnung die „gewandtesten Militärspflichtigen“ in Anspruch und auch Feldartillerie, Fußartillerie, Pioniere und die schwere Kavallerie verlangen einen körperlich bevorzugten Eratz. Um so bedauerlicher ist es, daß der Hauptmasse, der Infanterie, durch die dreiunddreißig Bataillone und vierzig Escadrons des an Infanterie und Kavallerie besonders starken Gardecorps und durch die Leibregimenter der nicht preussischen Kontingente eine so beträchtliche Anzahl von qualifizierten Kräften entzogen wird, die nicht nur dem vom preussischen Kriegsminister lebhaft beklagten Mangel an Unteroffizieren des Beurlaubtenstandes abhelfen, sondern auch in der Gefechtslinie einen bei der moralischen Wirkung des heutigen Feuergefechtes besonders erwünschten Halt abgeben könnten.

Möge man dem Gardecorps seinen ausgesuchten Offizierersatz lassen, um es als eine besondere Pflanzstätte altpreussischer Tradition und der in den maßgebenden Kreisen vertretenen jeweiligen neuesten taktischen Anschauungen zu pflegen: nicht nur ein beträchtlicher Theil seiner Offiziere, sobald er die Stabsoffizier-Charge erreicht hat, sondern auch höhere Gardebefehlshaber gehen bei Beförderungen zur Linie über und führen dieser in gewissem Umfang die ihnen gewordene Ausbildung zu. Anders steht es mit den Mannschaften, da sie doch auch nach ihrem Uebertritt zur Reserve dem Gardecorps verbleiben und der Linie also ein- für allemal entzogen werden. Bekanntlich sind preussische Generale von Autorität, darunter Prinz Friedrich Karl, Gegner der Garde gewesen und außer Preußen hat heute nur noch Rußland ein vollständiges Gardecorps. Mögen in Rußland politische Verhältnisse den Schutz der Dynastie durch ein Gardecorps verlangen: für Preußen wird Das Niemand behaupten. Die Garde wirkt hier leider als der Schwamm, der die militärisch brauchbarsten Elemente an Offizieren und Mannschaften auf Kosten des übrigen Heeresorganismus aufsaugt.

Ich spreche damit der Schule, die das Gardecorps für die Offiziere und namentlich für einen Theil der höheren Truppenbefehlshaber bildet, durchaus nicht ihren Werth ab. Solche, die sich im Gardecorps zu höheren Chargen nicht eignen, werden in die Linie versetzt und an ihre Stelle treten Linienoffiziere, die sich auszeichnen, namentlich Stabsoffiziere. Die höheren Befehlshaber im Gardecorps, vom Regimentskommandeur aufwärts, werden

dem Kaiser persönlich bekannt, werden danach für ihre spätere Verwendung ausgesucht und das Gardecorps bildet immerhin eine verhältnißmäßig größere Anzahl hervorragender Truppenführer aus als die übrigen Corps, während an der Besetzung der höchsten Heeresstellen alle Armeecorps gleichmäßig partizipiren. Das wäre nun aber offenbar bei jedem anderen Armeecorps, das in Berlin oder Umgebung garnisonirte, ganz eben so möglich und hängt von dem bevorzugten Mannschafterfah nicht ab.

Es läßt sich nicht verkennen, daß eine gewisse Rancune in der Linie und somit in der Hauptmasse des Heeres gegen das Gardecorps vorhanden ist, weil es alle Vortheile eines besseren Avancements, des Garnisonirens in der Hauptstadt, zahlreicher Ordensverleihungen und einer auszeichnenden Uniform genießt. Die Hauptleute des Gardecorps werden in der Regel ein Jahr früher Majore als die Hauptleute der Linie und beinahe Alle erreichen mindestens die Stabsoffizierscharge. Wer einige Jahre Bataillonkommandeur im Gardecorps war, Dem ist die Stellung des Regimentskommandeurs so gut wie sicher. Diese Bevorzugungen verstimmen, weil ihnen keine entsprechend höheren Leistungen im Kriege zu Grunde liegen; außerdem stimmen sie nicht mit dem Charakter eines Volksherees überein, in dem — wenigstens dem Buchstaben nach — selbst jedem Gemeinen „der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen stehen soll“.

Der außerordentlich hohe Etat der Gardebataillone von 639 bis 660 Mann wird durch Rücksichten auf die Kriegsbereitschaft nicht gerechtfertigt, denn das Gardecorps wird später mobil als jedes andere Armeecorps, da es sich aus allen Provinzen Preußens und aus Elsaß-Lothringen rekrutirt. Seine Reservcn treffen in Folge Dessen später ein als die Reservcn der nach dem Territorialprinzip rekrutirten anderen Corps und es wird um einige Tage später transport- und marschbereit, um an die Grenze zu gehen. Das widerspricht dem sonst überall durchgeführten Zweck, thunlichst schnell die Offensive in Feindesland zu ergreifen. Das Selbe gilt für die Bildung der Reserve- und Landwehr-Regimenter des Gardecorps; und auch die Kontrolle des Beurlobtenstandes wird durch die Einrichtungen des Gardecorps erschwert. Diesen Bedenken gegenüber vermag der Werth der eigenthümlichen Traditionen des Gardecorps um so weniger ins Gewicht zu fallen, als sie auch bei Einführung des Ersatzes, den die übrigen Armeecorps haben, unverändert fortbestehen könnten. Weder zu repräsentativen Zwecken, noch um etwa möglichen Unruhen erfolgreich gegenüber zu treten, bedarf das Gardecorps seines hohen Etats. Er käme weit besser den Armeecorps an den Grenzen zu Statten. Aus Alledem ergibt sich, daß ein Elitecorps nicht mehr erforderlich ist und daß sein bevorzugter Erfah die Gesamtarmee schädigt.

Ein Gardeoffizier.

Klaus Groths Geburtstag.*)

Geht man in Kiel, vom düsternbrooker Wege beim botanischen Garten abbiegend, den lauschigen, von hochgelegenen Landhäusern bekrönten „Schwanenweg“ entlang, dann kommt man an einen kleinen, stillen Platz, in dessen Mitte ein junger Kasanienbaum seine Zweige über eine dreieckige Rasenfläche ausstreckt: den „Klaus-Groth-Platz“. Hier wohnt der Alte in einer netten, schlichten Villa. Und wer Glück hat, Der mag ihn an schönen Tagen wohl selbst, in der typischen Stellung hinter der Gartentür — Min Port —, stehen und hinausblicken sehen: die Unterarme stützen sich auf die braunen Holzlatten, in den Händen pendelt der Stock und die hellen Nordländeraugen richten sich auf uns, sehen durch uns hindurch, an uns vorbei, in die Ferne, in weite Ferne.

Ist er im Geist daheim in seinem dithmarsischen Lande auf dem Hügel der Haide und sieht über die Marsch hin, da, wo das Schlachtfeld von Hemmingstedt heute in üppigem Frieden liegt, Wiesen, Saatsfelder, stille Dörfer und weit im Süden der Kirchturm von Meldorf? Oder ist er im Geist auf dem Deiche?

„Ja, wat en Welt! Hier bet na 'n Himmel — Water!
Op de Sit allens grön — op de Sit grau,
Blot as en Snor de smale Dik dertwischen . . .“

Oder ist es noch ein anderes Land als die Heimath, die er jeden Tag erreichen könnte, wenn er nur wollte, ist es das Land, das nirgends ist und doch einmal war, nach dem das Heimweh, nicht schmerzhaft, aber doch wehmüthig, aus der Gegenwart sich sehnt: die Kindheit?

Klaus Groths Dichten wurzelt in der Heimath und es hat diese Heimath nie verlassen. Bei seinen Bauern und Handwerkern und ihren Kindern sitzt man herum, in diesem und jenem Dorf; ein Ausflug in die kleine Landstadt, nach Haide oder Meldorf, ist schon eine Reise; und Rendsburg, Angeln, Hamburg sind wie das große Ausland. Man sitzt still. Der Horizont ist ja so weit, kein Berg beengt und weckt den Wunsch „Hinaus!“.

*) Am vierundzwanzigsten April wird der Dichtborndichter, der vor zwei Jahren die Leser der „Zukunft“ mit seinem frischen, kraftvollen Burengebidht erfreute, achtzig Jahre alt. Von Klaus Groths Leben und Schaffen giebt das eben erschienene Volksbuch seines Landsmannes H. Siercks eine gute, fesselnde Darstellung. In der „Zukunft“ vom sechzehnten September 1893 hat Karl Eggers eine Studie über den ihm eng befreundeten Dichter veröffentlicht. Würde als Geburtstagsgabe auch die folgende Skizze vom Wesen des aufrechten Mannes willkommen sein, an den Friedrich Heibel im November 1862 schrieb: „Ugland ist tot: nun kann Ihnen die Krone des Liedes Niemand mehr streitig machen.“

auch das flache Wattenmeer lockt nicht zu Abenteuern; man weiß, daß der Himmel sich überall gleich wölbt; und so bleibt man zu Hause. Es ist nichts Kleinliches in Groths Dichtungen, dazu ist sein Auge zu scharf, sein Herz zu warm, seine Natur zu gesund; aber wenn man sie mit Gottfried Kellers oder etwa mit Raabes Geschichten vergleicht, vermißt man die umfassendere Welterfahrung, die auch im individuellen Kleinleben das Typische sieht. Er giebt das Leben um sich herum, wie er es miterlebt hat: als sei sein eigenes Schaffen gar nicht darin. Wir kommen an einer Hausthür vorbei und sehen über den Flur, wir spähen durchs Fenster in das Haus, wir hören, was die Nachbarn munkeln, und erfahren, wies drinnen aussteht, ohne recht zu wissen, warum uns Das eigentlich interessiert. Nie wird man leidenschaftlich erregt, weder zur Lust noch zum Schmerz: eine schwere Resignation liegt auf allen Blättern. Groth selbst charakterisirt gelegentlich die Lebensauffassung des vergangenen Geschlechtes in seiner Heimath: „Man leet dat all kam un gan, as't keem un gung, wenn man ni jüs wat op't Geweten haert. Dat weer ja wat anners. Awer Schicksal, de nu de Wilschen ver-rückt maken warn, de drog man as sin dägli Pflicht un Arbeit. Wat weer dat? Religion? Gottvertru'n? Glücktügigkeit? Oder weer't Leben of ni so vel werth as nu, dat man dar vel um jammeert, wenn't ni recht is as't sin kunn? — Ik weet ni.“ Das ist auch der Eindruck, der von allen seinen Schöpfungen bleibt. Da ist kein jugendlicher Ungestüm, kein Schäumen und Bäumen, nichts von Liebestollheit, Uberschwang und Trost. Auch die patriotische Wallung, der Haß gegen die dänische Fremdherrschaft klingt mehr wie ein unterdrückter Wuthschrei als wie stürmischer Thatendrang.

Mit der Resignation verbindet sich, wie Das bei einem Niederdeutschen nicht überrascht, ein Hang zur Melancholie, vorzüglich in seiner Lyrik. Gewiß: manches Heitere, allerlei Fabeln, Thiersfabeln, Kinderreime, Priameln schwimmen und springen lustig in seinem Luidborn herum; allein Das, was vorherrscht und die zarten Stimmungsbilder durchtränkt, ist doch eine tiefe Behmuth, die manchmal sogar über den Gleichmuth steigt. Der alte Obbe, min Jehann: er braucht nur an sie zu denken, — und man sieht ihn traurig den Kopf schütteln. Seine Heimath ist ihm nicht geraubt, aber sie ist ihm auch nicht geblieben: das Land seiner Kindheit sucht er vergebens. Denn was das reifere Leben ihm bescheren konnte, Das mag er nicht allzu hoch anschlagen:

„Dat keem so wit, ik heff se sehn,
De Welt dar buten voer:
Ik wull, se weer man half so schön,
As do min Plaz voer Doer.“

Zu solchen Liedern hat er seinen tiefsten Ton gefunden.

Zum allgemein Menschlichen tritt hier das Bewußtsein, eine Sprache zu reden und zu lieben, die dem Untergange geweiht ist. Ist kein hochdeutsches Gedicht „O wüßt' ich doch den Weg zurück“, das Johannes Brahms so wunderbar komponirt hat, nicht wie die Klage des niederdeutschen Volksgeistes um das theure Gut der Sprache, die einst Vornehm und Bering mit einander verband in den gleichen rechschaftenen Herzenstönen, — einer Sprache, rein von allem Zierrath und Zug der Bildung, in der man nicht umschreibt, nicht deutelt und nicht künstelt, die derb und ungeschminkt ist und doch in jeder Silbe reich und innig wie Mutterlaut. Ein „Dialekt“ ist die plattdeutsche Sprache seit bald dreihundert Jahren, daran ändert Klaus Groth's Protestiren leider nichts mehr, — und als Dialektdichter hatte er es besonders schwer und doch auch besonders leicht. War er doch der Erste; und junges Ackerland ist wohl schwer zu bearbeiten und zu reinigen, aber es trägt dafür auch reichste Frucht. Seine ersten Verselein sind von einer rührenden stilistischen Unbeholfenheit; lauter kurze Hauptsätze, wie die wortfargen Leute von der Waterkant sie eben sprechen. Sie zeigen, wie sehr der Sprache alle Schulung fehlte; ein Anknüpfen an die großartige Vergangenheit der plattdeutschen Prosa des späteren Mittelalters war nicht mehr möglich. Noch mehr Schwierigkeiten bot die gebundene Rede. Hier steht Klaus Groth in der Tradition der hochdeutschen Dichtung seiner Zeit und übernimmt ihre Formen, sogar das Sonett und den Hexameter.

Es konnte kaum zwei verschiedenere Naturen geben als Fritz Reuter und Klaus Groth. Jener, derb bis zur Roheit, witzig, erfahren, mit prächtiger Beobachtungsgabe ausgestattet, skizzirt mit breiten Kohlestrichen, Dieser ist still und abgeschlossen, von reichem Innenleben und einem hin und wieder fast „modern“ anmutenden Interesse für das psychologisch Intime; ich erinnere nur an „Peter Plumm“ und an den „Heisterkrog“. Hatte Reuter die ursprünglichere Begabung, so ist Groth doch der größere Künstler und die geistig höher stehende Individualität.

So ist er denn auch langsamer in den breiten Schichten zur Anerkennung gekommen als Jener. Aber desto sicherer wird er nicht vergessen werden. Die Zahl seiner Verehrer wächst noch heute, da er seinen achtzigsten Geburtstag feiert und der „Quidborn“ bald vor dem fünfzigjährigen Jubiläum stehen wird. Seine Lieder klingen durch die Dörfer und Städte des Holstenlandes; seine Gedichte zählen zu den wirkungsvollsten Vorträgen an Volksunterhaltungsabenden; der Literaturkenner nennt seinen Namen, unbeeinflusst von der Tagesmode, in Liebe und in mancher Hausbibliothek greift sich der rothe Einband des Quidborn von Jahr zu Jahr mehr ab, zwischen anspruchsvollen Büchern mit berühmteren Namen, die aber das Regal nie verlassen.

Gustav Kühf.



Drei Skizzen.

I. Die Insektensprache.

Ein schönes Sommerabends saß ich in einem Birkenwäldchen und grübelte den Geheimnissen des Lebens nach. Welche Fragen hat der Mensch wohl beantwortet? Die Entstehung der Welt, die Beschaffenheit der Seele, der Zweck des Lebens, der Grund der Wahrheit, der Begriff der Schönheit, die absolute Norm des Rechts: sind Das nicht uralte und ewige Räthsel?

Während ich also nachsann, fiel mein Blick auf den Grabenrain der Wiese, der längs den Birken hinlief. Da war ein kleiner Erdbücker, höher, dürrer und häßlicher als alle die anderen, und darauf saßen eine Wespe, eine Ameise, ein Eulenfalter, eine Mücke und eine Florsfliege bei einander: eine eigenthümliche Gesellschaft, die schlecht zusammenpaßte. Alle sahen jämmerlich schwach und elend aus. Die Wespe konnte sich kaum noch rühren, die Ameise lag auf der Seite und suchte vergeblich, sich aufzurichten, der Eulenfalter ließ seine braunen Flügel schlaff herunterhängen, die Mücke hatte keine Fühlhörner mehr und die Florsfliege hatte den Glanz ihrer Regenbogenfarben gänzlich eingebüßt. Wahrhaftig, eine traurige Sippshaft!

Mir schien, daß säuselnde und klagende Töne von ihnen ausgingen, und ich lauschte . . . erst verstand ich nichts . . . Aber je länger ich zuhörte, desto besser glaubte ich, zu verstehen. Schließlich kam Sinn und Zusammenhang in die abgebrochenen Laute.

„Ach, wir Unglücklichen!“ jurrte die Wespe. „Auf solche Weise verurtheilt zu sein und sterben zu müssen! Sind unsere Vergehen auch groß, so ist unsere Strafe doch noch größer. Ausgestoßen für immer aus der Gemeinschaft der ehrlichen Leute, ohne Obdach und Nahrung, müssen wir an Hunger und Durst elendiglich zu Grunde gehen. Dazu soltert uns unaufhörlich die Erinnerung an unsere Schlechtigkeiten!“

„Was hast Du denn begangen?“ seufzte die Mücke.

„Ich darf es kaum aussprechen,“ erwiderte die Wespe, „denn es ist unerhört. In frevelhaftem Uebermuth wagte ich, mein Nest von Birkenrinde zu bauen, obgleich unsere heiligen Gesetze vorschreiben, nichts Anderes als Rinde der Eberesche zu verwenden.“

„Entsetzlich!“ wimmerte der Eulenfalter. „Aber meine Sünde ist noch größer. Zerbiß ich doch die Grassälmmchen in der Mitte, gegen das Gebot der Kirche, sie an der Wurzel abzubeißen.“

„Und ich,“ klagte die Ameise, „ich erbarmte mich eines geliebten Männchens nach der Zeit des Schwärmens und reichte ihm Nahrung, obgleich die Natur nicht will, daß die Männchen dann noch fortfahren, zu leben; von keiner Gemeinschaft sollen sie weiter unterhalten werden und selbst können sie sich nicht ernähren.“

„Auch ich“, weinte die Florsfliege, „habe Heiligstes geschändet und, der strengen Lehre trogend, meine Eier an Gräser, statt an Rohrhalme, gesetzt. Jetzt erleide ich den gerechten Lohn für meine Thaten.“

„Meiner Fühlhörner bin ich beraubt“, schloß die Mücke, „und das Leben

wurde mir abgesprochen, weil ich mir während eines heiligen Tanzes verrückter Weise den Kopf mit dem Hinterbein kratzte.“

„Unendliche Qual!“ wimmerte jetzt der ganze Chor. „Will der Tod denn nicht nahen, unser Erlöser?“

Da erhob ich mich, zertrat sie Alle und ging von dannen, — ganz froh, als ob ich ein gutes Werk gethan hätte.

II. Der Säeplan der Welt.

Eines Tages ging ich hinaus nach dem Säeplan der Welt; wissen wollte ich, was die Menschen thäten.

Es war ein großes Feld mit vielen Abtheilungen und in jeder Abtheilung waren viele Säemänner. Um das Feld herum standen noch mehr Menschen und sahen der Arbeit zu, selbst aber thaten sie nichts. Ihre Züge waren so ausdruckslos, daß ich mich fragen mußte, ob es wirklich Menschen wären. Vielleicht sahen sie nur so aus.

Durch das Feld zog sich ein breiter Weg, auf dem eine wimmelnde Menschenmenge vorwärts drängte. Ich folgte dem Ströme, um genauer zu betrachten, was da geschah.

In der ersten Abtheilung waren die meisten Säemänner. Welch Lärm und Toben! Während sie säten, sangen sie laut und tanzten; sie lachten und schrien; und kaum hatten sie eine Hand voll Samen ausgestreut, so zertraten sie ihn in der dünnen Erdschicht, die nur hier und da den steinigten Boden bedeckte. Verlorene Blumen leuchteten dazwischen auf, ohne daß sie beachtet wurden; auch erloschen ihre bunten Farben und ihr lieblicher Duft in einem Augenblick und sie standen faßl und verwelkt da. Zwischen den nächsten Schranken war das Getöse nicht minder betäubend, aber doch hatte Alles einen anderen Charakter. Das Leben war weniger ausgelassen, trotz den leidenschaftlich bewegten Zügen und den heftigen Rufen, die über die Lippen stürzten. Der niedersinkenden Saat entsprossen Blumen, blaßroth und blaßgelb, die einen einschläfernden Duft ausströmten und kaum einen Tag überdauerten.

Die nächste Abtheilung war stiller. Keine erregten Mienen waren mehr zu sehen, kein Ruf war zu hören. Sie säten in ruhigem Rhythmus; und als Bild Dessen, was sie hervorbringen wollten, stand neben ihnen Weizen mit schweren Fruchtdolben.

Wie soll ich weiter alle verschiedenen Felder schildern, die ich sah, und all die wechselnden Menschengruppen auf den Feldern? . . . Die Welt hat so viele Säemänner, wie Sandkörner am Meere sind.

Allmählich hatte sich die Menge um mich her gelichtet, die Einen nach den Anderen hatten sich den Säemännern beigelegt, deren Arbeit ihnen am Besten gefiel. Ich ging nicht mehr im Gedränge und konnte das Schauspiel um so ungestörter beobachten. Bald vernahm ich Jubel und Gelächter, bald Weinen und Wimmern, bald Ergüsse der Liebe und Güte, bald Ausbrüche von Haß und Bitterkeit. *Willowen. Hor. Willowen. Tawerlowen. Holten. vider. und. ywogen.* verloren; nur verhältnißmäßig wenige trieben Schößlinge. Blumen wiegten sich, Schilf winkte, Büsche belaubten sich und Bäume wölben ihre Zweige.

Je länger ich aber der Wegrichtung folgte, um so geringer wurde auch

die Zahl der Säemänner. Beinahe am Ende des Feldes gewahrte ich eine ganz kleine Schaar, die, obwohl in der selben Schranke, doch nicht zusammen zu halten schien. Jeder Einzelne dieser Säemänner ging für sich. Sie hatten bleiche, ausgehöhlte Wangen und einen Zug fester Entschlossenheit um die trocknen Lippen; ihre Kleidung war abgenutzt und sadenscheinig. Mit bedächtiger Sorgfalt, nachdem sie zuvor den Boden wohl untersucht hatten, legten sie hierhin und dorthin ein Samenkorn, deckten feste Erde darüber, lockerten den kleinen Pflanz ringsum und gossen Wasser in das dürstende Erdreich.

Neugierig war ich, zu erfahren, was sie säten, und so näherte ich mich vorsichtig Einem unter ihnen und fragte ihn.

Und ohne von seiner beharrlichen Arbeit aufzusehen, sprach er:

„Wir säen für die Zukunft!“

Noch ein Feld war übrig, und da ich nun alle anderen gesehen hatte, wollte ich auch dieses kennen lernen.

Hier gingen nur zwei, drei Säeleute.

Seltam sahen sie aus! Waren sie fröhlich oder traurig, jung oder alt, häßlich oder schön? Ich weiß es nicht. In ihren Gewändern leuchtete das dunkelste Schwarz neben dem glänzendsten Roth, in ihrem Lächeln hingen Thränen und in ihren Blicken lag eine wehmüthige Freude. Sie: gliehen Fürsten und zugleich doch Sklaven, Reichen und zugleich doch Bettlern, Schönhäßlichen, Weisheitnarren.

Am Seltamsten aber war ihre Saat. Sie schütteten mit vollen Händen Samen aus, schimmernd wie Diamanten. Die Luft glitzerte wie von regenbogenfarbigen Kristallen und von leuchtendem Goldstaub; die Samenkörner wirbelten in Wolken auf zum Himmelsgewölbe, aber sie schienen nicht wieder herabzufallen.

Und noch neugieriger war ich, zu erfahren, was diese Männer thaten. Ich sagte Muth und fragte auch sie, was sie säten.

Da antwortete Einer von ihnen und warf mir eine Hand voll knisternd geräuschender Ausaat ins Gesicht:

„Wir säen für eine Zukunft, die niemals sein wird!“

Ich wollte weiter schreiten, aber er hielt mich fest:

„Der Weg ist zu Ende. Weiter kannst Du nicht gehen.“

„So will ich zurück“, antwortete ich ihm.

„Unmöglich! Das kann nicht sein. Wer einmal den Säuelpfad der Welt betreten hat, muß auf einem seiner Felder bleiben und keine Umkehr giebt es von einem späteren Felde zum früheren. Du hast das letzte Feld erreicht: hier muß Du beharren.“

„Aber was soll ich bei Euch thun?“ flüsterte ich entsetzt.

„Uns fehlt ein Handlanger, Winde zu sortiren, Sonnenstrahlen einzufangen, Staubkörner genau zu zählen und in den Sand zu schreiben . . .“

III. Streifen an . . .

Die Menschenwelt ist wie ein Kreis, innerhalb dessen alle Seelen sich bewegen. Einige befinden sich im Mittelpunkt und halten sich ohne Schwierigkeiten im Gleichgewicht, andere sind an den Radien entlang hinausgesteuert und wippen

darauf behaglich hin und her, andere endlich sind bis nah an die Peripherie gelangt. Das sind die Umkreismenschen.

Aber damit sind die verschiedenen Klassen noch nicht erschöpft, denn es giebt auch Solche, die ich Grenzmenschen nennen möchte. Diese haben die schwingende Mauer der Peripherie erklimmt und blicken von da manchmal nach den Jedermannswegen des Menschenlebens, manchmal nach der anderen Seite hin, für deren Silber die Phantasie nur blasser Farben und für deren Töne die Sprache nur matte Worte hat.

Was sie empfinden, ist ein „Streifen an . . .“ Was sie sehen und hören, will ich mit einigen Federstrichen zu zeichnen versuchen . . . Aber glaube nicht, theurer Leser, daß Du es ganz begreifen kannst, es sei denn, daß Du selbst ein Grenzmann bist. Doch zum Glück werden Wenige von dieser Gattung geboren. Unter Tausenden giebt es vielleicht kaum einen Grenzmenschen. Ich will aber doch schreiben, was ich darüber weiß; denn Allen gab Gott die Ahnung, aber nur seinen Sorgenkindern gab er den Gedanken.

Sieh, wie sich am Horizont eine schimmernde Stadt erhebt. Herrliche Menschen wandeln in Palmenhainen, Freude strahlt aus ihren Gesichtern, jubelnde Schaaren schwingen den Thyrsos und harmonische Musik erschallt aus den Pfeilerhallen der Tempel. Liebe prangt in unvergänglicher Schönheit, Tugend in erhabener Hoheit und Lebensfreude bechert in rubinrothem Wein. In unbewölktem Frieden schüttet die Sonne ihre goldgelben Strahlenlocken über den weißen Marmor aus, das blaue Zelt des Himmels senkt liebliche Silberquasten auf die Thürme herab und der Wind bietet duftenden Trank in lustigen Pokalen.

Streifen an . . .

Was wollt Ihr, dunkle Geister? Grinsende Degen mit Basiliskenblicken, kupferhäutige Schlangen, die grünlichen Eiter speien, lebende Bäume mit tausend ringelnden Aesten, eiskalte Kröten mit lüsternden, dünnen Lippen, Totenköpfe mit Augen wie Freilichter! Ihr kommt mir näher . . . näher . . . näher. Euer stinkender Athem umqualmt mich, Klauen greifen und Mäuler saugen. Wohin soll ich fliehen?

Streifen an . . .

Sie kommt mir entgegen, die Göttin der Güte. Wie ihre tiefen Augen strahlen, wie ihre Stirn leuchtet von der Glorie der Entsamung! O, Du Heilige, Du Dich Opfernnde, wer kann Entzückungen gewähren wie Du, an sich fetten wie Du? Ich strecke meine Hand aus, um die Deine zu fassen . . .

Das Böse ist ewig, das Gute zufällig. Auf dem Grunde jeder Seele ruht der Keim des Bösen, der aufspricht und hundertfältige Frucht trägt. Sei edel, — und Du wirst gehaßt werden; sei gütig, — und Du wirst verachtet sein; sei wahr, so wirst Du belogen; sei freigiebig: Du giebst doch nie genug! Ja, wenn Du Alles hingäbest, was Du besitzt, und Leib und Seele dazu, sie würden nach Mehr schreien . . . Und wenn Du Alles in Demuth und Liebe verschenktest, sie würden sagen, daß Du es aus niedrigen Gründen thatest. Widerstrebe nicht dem Bösen, denn es ist des Lebens Grund!

In einer Wagschale von funkelndem Wahrheitkristall mit Gewichten von unverfälschtem Gold wiegt die Göttin der Gerechtigkeit Alles, was ist, — Alles, was geschieht. Sie wiegt Sonnen und Planeten, Nebelflecke und Sternensysteme,

Gottesthaten und Menschenwerk, Eintagsgedanken und Alltagspiel, — und siehe: sie giebt Allem, was ihm zukommt. Unererschütterlich geht sie ihren Gang durch Zeit und Ewigkeit. Nie versagt sie, nichts vergißt sie, Alles lenkt sie. Ich eile, sie anzubeten, und . . .

Gehüllt in einen Schleier, der die fließenden Linien ihrer Gestalt bedeckt, aber nicht verhüllt, schleicht sie zu mir heran und betrachtet mich aus dunklen, traurigen Augen. Sie sagt, es sei nicht das Böse, das auf dem Grunde von Allem lagert; sie sei es, die Alles leitet, sie: die süße Melancholie. Sie weint in den Sternen, sie droht in den Wolken, sie seufzt im Meere, sie stöhnt im Winde, sie ringt die Hände im Sturm, sie wüthet im Orkan und rast im Erdbeben. Und in allen Herzen hat sie ihren Thron aufgeschlagen; dort lehnt sie im Trauerschleier und schlägt die Laute der Todessehnsucht und singt: „Von himmen! Warum zögerst Du?“

Mit riesenstarken Schwingen durchschneidet der goldschwarze Phönix des Zweifels den Weltenraum. In jeder Nacht wird er verbrannt in dem sich selbst speisenden Ofen des Schlafes und an jedem Morgen erhebt er sich kräftig und kühn wieder aus der Asche. Seine gekrümmten Klauen zerreißen Alles, worauf Du das Leben und das All aufbauest. Denken wird zur Plage, Wollen zum Entbehren, Fühlen zur Krankheit. Es giebt kein Recht, keine Schönheit, keine Güte, keine Wahrheit. Selbst ein Schein, lebst Du ein Scheinleben in einer Scheinwelt.

Streifen an . . .

Und es giebt noch viel mehr, was ein Grenzmensch sieht und hört, wovon ich aber in Worten keine Rechenschaft geben kann.

Die Centrumsmenschen suchen, die Radienmenschen, und die Radienmenschen, die Umlaufmenschen an sich zu reißen; denn, wo Jeder von ihnen steht, da glaubt er, daß die Wahrheit und das wirkliche Gleichgewicht zu finden seien. Alle aber kehren sich gegen die Grenzmenschen, um sie von der Mauer herunterzuzerren, von der aus so viel zu sehen ist, was ihnen verborgen bleibt. Sie sind immer die Sieger. Als sie Sokrates zwangen, den Giftbecher zu leeren, als sie den Nazarener ans Kreuz schlugen und als sie Savonarola den Flammen überantworteten: stets waren sie äußerlich die Sieger. Und noch an dem Tage, der heute ist, werden die Grenzmenschen geopfert, Alle, die den unwegjamen Pfad der Einsamen wandern, — durch die Wüste, an deren Ende sie eine Salzsäule finden, um ihre verdorrten Lippen darauf zu drücken. Die Vielzahl herrscht über die Wenigen. Wenn aber die Grenzmenschen herrschten, würde diese Welt nicht mehr sein, sondern umgeschmolzen werden zu einem Abbild der hellen Gesichte, die der entzückte Prophetenblick streift. Denn die dunklen Bilder jenseits der Mauer sind nur Reflexe dürftigen Menschendaseins, dagegen sind die herrlichen, harmonischen, lebensfrohen bliggleiche Enthüllungen einer besseren Welt, an die eben nur die Grenzmenschen streifen.

Oesterlund.

Victor Hugo Widström.



Hütten und Zechen.

Nit immer wachsendem Eifer betreiben die Eisen- und Stahlwerke den Ankauf von Kohlengruben. Da dieses Bemühen die älteren Erweiterungspläne der großen Zechen zu durchkreuzen droht, entsteht jetzt ein doppeltes Ringen, dessen Echo bis in den unsicheren Depeschentheil der Zeitungen hallt. Bauffe und Baiffe wechseln dabei in den Kursen; und die Leute, die zu ihrem Leidwesen den bekannten und vielumneideten Uebernahmekonsortien fern stehen, wittern, wie gewöhnlich, nur Agiogeschäfte, statt auf den Grund der Dinge zu dringen.

Es wäre ja ganz schön, wenn die großen Dividenden unserer Kohlen-gesellschaften der Eisenindustrie, aus deren Anschaffungen sie doch meist gezahlt werden, zufließen könnten. Scheinbar würden solche Verschmelzungen auch dem modernen Drang nach Konzentration der Betriebe entsprechen; und dem mit den Werken so innig verbundenen Bankiers wäre damit eine recht anheimelnde Thätigkeit gesichert. Doch auch hier giebt es eine Rehrseite der Medaille. Erstens gehört zu solchen Transaktionen viel Geld, das heute und noch auf lange Zeit hinaus fehlt. Und zweitens: wäre das Geld selbst da, — wo find die Zechen, die man so leicht erwerben könnte? Die Aste der besten werden zwischen 6000 und 10 000 Mark notirt und die noch Zuschüsse brauchenden sind nicht einmal so billig zu haben wie in normalen Zeiten. Sind aber wirklich günstige Zahlenverhältnisse vorhanden, dann muß das Kaufobjekt doch auch noch dem Käufer benachbart sein. Und endlich ist es zwar sehr angenehm, in fetten Jahren die hohen Dividenden an Rohstoffen, die man einst theuer bezahlte, selbst zu schlucken; um so mehr drücken dann aber die Sorgen in mageren Jahren, wo man für ganz neue Kapitalien vergebens genügende Verzinsung sucht. In solchen Jahren erst würde die notwendige geschäftliche Reibung zwischen Produzenten und großen Konsumenten schmerzlich vermehrt werden. Der dann eintretende Zustand würde an das Verfahren gewisser illustrierter Blätter erinnern, deren Besitzer in großkapitalistischem Uebermuth, um ihr Geld unterzubringen, Papiermühlen kauften und nun den Lesern schlechtes Papier liefern, weil es ihrem in andere Richtung gelenkten Interesse entspricht. Man kann ruhig behaupten, daß die Nachteile solcher Industrievereinigungen die etwa erreichbaren Vortheile fast völlig verdunkeln.

Aber es giebt Nothstände, in denen alle Bedenken schweigen, und solche Nothstände sind es in der That, die unsere Hütten vor die Frage gestellt haben, ob ihre Lieferungsfähigkeit weiter von dem guten Willen der Zechen abhängen darf. Wir leben in Zeiten, wo der Hunger nach Kohle einfach jeder Beschreibung spottet. Trotz einer Mehrföderung von fünf Millionen Tonnen haben nicht einmal die preussischen Staatsbahnen, die einen mit der wachsenden Zahl ihrer Güterzüge stetig wachsenden Verbrauch aufweisen, das ihnen vom Ruhrsyndikat geschuldete Quantum voll erhalten können; sie mußten sich in sächsischer, böhmischer und schlesischer Kohle decken. Wenn Solches selbst Staatsbahnen passiert, die doch immer bevorzugt werden, dann kann man die lauten Klagen unserer Hütten und Fabriken kaum für übertrieben ansehen. Wir sind Werke in den Revieren von Siegen und Luxemburg bekannt, die augenblicklich jeden geforderten Preis für Koks anlegen würden und dennoch nichts erhalten können, denn wenn Kohlen rar sind, sind es auch Koks, da sie nur aus Kohlen gewonnen werden. Die

neuen Hochofen dieser Werke liegen still und die Anlagezinsen, die dadurch verloren gehen, machen weit mehr aus als selbst ein exorbitant hoher Kokspreis. Und wie dort die Hochofen nicht angeblasen werden können, weil es an Koks fehlt, so können vielfach neue Schachteinrichtungen der Zechen nicht in Betrieb gesetzt werden, weil es an den dazu nöthigen Händen fehlt. Die ungefähr zweihunderttausend Bergleute der Gruben des Ruhrbezirkes genügen nicht mehr. Auch ist in Folge der höheren Löhne, wenigstens vorübergehend, die Arbeitsleistung pro Mann und Schicht geringer geworden. Wie es heißt, ist die Jahresproduktion von Koks für 1900, trotzdem sie um eine Million Tonnen größer ist als der Durchschnitt des laufenden Jahres, schon jetzt total ausverkauft und die weitere Nachfrage für das nächste Jahr ist geradezu stürmisch. Das zeigt, daß unsere Großindustriellen auf eine noch stärkere Anspannung der Produktion rechnen.

Da die Interessenten nun sowohl einem Kohlen- wie einem Koks syndikat gegenüberstehen, ist ihr Bestreben, sich von Beiden möglichst unabhängig zu machen, sehr begreiflich. Dem Bochumer Gußstahlverein ist Das bekanntlich schon lange — seit 1868 — gelungen; er fördert jährlich ungefähr 700000 Tonnen aus eigenen Gruben. Die Laurahütte hat es in den Jahren 1897/98 sogar auf 1 900000 Tonnen gebracht und davon nur ein Viertel selbst verbraucht. Sollten diesen berühmten Mustern andere Hütten folgen, so würde damit der große Kohlenverkaufsverein in Essen an Mitgliedern verlieren. Denn die sogenannten Hüttenzechen brauchen ihren Ueberfluß nicht durch jene Centralstelle verkaufen zu lassen, wenn sie nur den Kartellpreis innehalten. Trotz verschiedenen Dementis könnte es sich bestätigen, daß der hörder Bergwerksverein die Zechen „Tremonia“, (Kohlenförderung: 234000 Tonnen, Koksproduktion: 42000 Tonnen) aufkauft. Diese Fettkohle gilt nicht einmal als sonderlich gut und doch kosten die Kuxe über 3000 Mark. Als sehr gut gilt dagegen die Kohle der vom Stahlwert Hoech erworbenen „Westphalia“, deren Kuxe heute etwa 13000 Mark notiren.

Uebrigens entscheidet nicht allein die Qualität. Die Werke wollen die fünfzehn Mark Fracht sparen, bauen sich daher um die Zechen herum auf und richten ihre Heizungsanlagen möglichst nach der Art der Kohle ein. Am Häufigsten wird die gewöhnliche melierte Kohle verfeuert, neuerdings wird aber auch Gasflammkohle wieder geschätzt. Das hängt mit ihrem reichlichen Vorkommen im Norden von Westfalen zusammen. Dort liegt noch dazu die Zukunft unserer Ruhrkohle, nachdem das südliche Westfalen schon stark abgebaut ist. Oft hört man jetzt von „Sonnenschein“ sprechen: dieses durch seine Größe berühmt gewordene Flöz zieht sich durch eine ganze Anzahl von Zechen hindurch. Es liefert eine besonders beliebte Kohle, die halb fett, halb mager ist. Nüchtern geheim sind bisher die schwabenden Verkaufsverhandlungen wegen der Zechen „Hannibal“ gehalten worden, deren tägliche Förderung 90 Doppelwaggons — gegenüber 50 bei der „Tremonia“ — ausmacht. Ihre Kuxe stehen etwa 7500 Mark und die Kohle gilt als gut. Da bei jeder Umschreibung von Kuxen die Bücher der Gewerkschaft offen vorzuliegen sind, fehlt es den Inhabern in der Regel nicht an Offerten von interessirter Seite. Auf direktem Wege läßt sich aber selten eine Majorität gewinnen; dazu gehören Umwege und vor Allem eine genaue Kenntniß von Land und Leuten. Der Kuxenhandel ist eine rheinisch-westfälische Eigenthümlichkeit und Alterthümlichkeit und es ist manchmal erheitend, zu sehen, bei welchen an-

scheinend ganz fernliegenden Gelegenheiten unversehens Ruze ausgebaut und gekauft werden. Auch wegen der Zeche „Blumenthal“ ist eine bemerkenswerthe Aktion im Gange und der Preis der Ruze, deren niedrigster Stand im Vorjahre 8900 Mark war, geht jetzt bis 16000. Es handelt sich da um Gas-, Gasflamm-, Fettschlamm-, Schmeldekohlen und Koks. Die Kohlenförderung allein erreicht 500 000 Tonnen. Der Preis ist offenbar hoch und der Entschluß, ihn zu zahlen, wird hoffentlich nicht allein daraus zu erklären sein, daß das selbe Düsseldorf'sche Bankhaus an der Leitung der Gewerkschaft theilhaftig ist, das, als die harpener Gesellschaft den An'aus von „Centrum“ plante, den Vorspanndienst geleistet hat. Ob das Gerücht, daß die Hibernia-Gesellschaft erweitert werden solle, wahr ist, läßt sich noch nicht beurtheilen. Von solchen Verhandlungen erfährt der außen Stehende eben so wenig wie von dem Delagoabainettrag. Einen Fingerzeig giebt es immerhin, daß die in der Hibernia einflußreiche Handelsgesellschaft kürzlich auf ihr zugeschriebene neue industrielle Unternehmungen hin im Kurse gestiegen ist. Mit der Zeche „Dannenbaum“, die fusionirt werden soll, ist die Dresdener Bank liirt. Da das Aktientkapital aber elf Millionen Mark beträgt, also doch sehr ansehnlich ist, darf man annehmen, daß „Dannenbaum“ eher antauchen als verkauft werden wird. „Courl“ mit sechs Millionen Mark Aktien, die allerdings auf 165 stehen, wird vielleicht vom Schaaffhausenschen Bankverein bearbeitet.

Die anderen Abnehmer von Kohlen und Koks zeigen einstweilen für alle diese Transaktionen nur geringes Interesse. Sie, die Händler, wissen eben genau, daß sich damit für sie nichts ändern kann. Ihre Lieferungsansprüche werden in Essen unter Verzögerungen und Schwierigkeiten aller Art erfüllt und bei neuen Abschlüssen müssen sie sich oft sogar Theilquantitäten gefallen lassen, die für sie kaum noch einen Werth haben. Je weiter entfernt die Abnehmer sind, desto schlechter fahren sie und nur die Rhebereien, vor Allem in den Ruhrhäfen, werden ununterbrochen bedient.

Ueber der ganzen Marktlage hängt aber wie ein Damoklesschwert der Strike. In Belgien feiern bereits Tausende von Straßenarbeitern; und der Strike hat einen Grund, der jeden Tag auch bei uns wirksam werden kann: die Arbeiter fordern höhere Löhne, entsprechend den höheren Dividenden. Diese Ausgleichstendenz geht mehr oder weniger offen durch beinahe sämtliche Eisenbranchen und macht weder vor einer sonst humanen Behandlung noch vor musterhaften Wohlfahrteinrichtungen Halt. Unter der Hand geben die Prinzipale leichter nach, als wenn es dazu kommt, daß sich die Kräfte öffentlich messen. Eigentlich sollten aber verständige Leute es nachgerade als selbstverständlich und billig ansehen, daß die Arbeiter von glänzenden Geschäftserträgen gleichfalls einen Theil haben wollen. Treten solche Forderungen an unsere Montanindustriellen heran, so werden sie sich also hoffentlich nicht vom Geiße Stumms durchstränkt zeigen. Denn ein Strike im Ruhrkohlengebiet würde heute unserer ganzen Industrie einen lähmenden Schlag versetzen. Freilich haben es auch die Arbeiter in der Hand, durch gemäßigtes und verständliches Verhalten einer Katastrophe vorzubeugen, die sie selbst nicht minder hart treffen würde. Denn auch im Rai thut der Hunger weh.

Pluto.



Theaternotizbuch.

Nichts Neues von Belang vor den Coulissen. Hebbels mächtiges Herodesdrama, von dem noch zu sprechen sein wird, gehört, da es schon vor ungefähr zwanzig Jahren im Hoftheater aufgeführt wurde, selbst für Berlin nicht mehr zu den „Novitäten“. Und was sonst auf die Bühne kam — „Hans“, ein nettes Theaterstück des Herrn Drever, „Die Erziehung zur Ehe“, ein frisches, nur leider nicht straff genug unentwickeltes Witzpaquet des Herrn Hartleben und die schwächlichen „Lumpen“ eines wienerischen Herrn Leo Hirschfeld — Das bietet dem Betrachter keinen brauchbaren Stoff. Höchstens wäre noch zu erwähnen, daß neben der „Puppe“, dem — ohne Herrn Alexander schwer erträglichem — „Schlafwagenkontroleur“ und dem unter der Mittelmäßigkeit gespielten Sensationstück „Jaja“ auch Shakespeares „Caesar“ die Kasse fällt. Wer wagt da noch, zu behaupten, daß die Reichshauptstadt kein kunstsinziges Theaterpublikum hat? Aus dem von den Coulissen begrenzten, dem Bonshafenblick verschlossenen Bezirk aber sind zwei Vorgänge zu melden, die flüchtiger Betrachtung nicht unwerth sind: ein häßlicher und ein froh zu begrüßender. Vor ein paar Wochen hat sich der Schauspieler Hermann Müller erschossen. Er war früher eine Weile am berliner Hoftheater thätig gewesen, mußte, weil er sich eines Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit schuldig gemacht hatte, von der Hofbühne scheiden, kam dann ans wiener Burgtheater, konnte sich dort nicht durchsetzen und lehrte nach Berlin zurück, wo er unter der Direktion des Herrn Dr. Brahm im Deutschen Theater spielte. Für große Aufgaben reichte sein Talent nicht aus; Gestalten wie Philipp von Spanien, Mephisto, Falstaff und Orgon konnte er, trotz einer als Theaterkind früh erworbenen Routine, nicht lebendig machen und seinen kräftigeren Vater, den hannoverschen Hofschauspieler, der den Berlinern Dörings beste Rollen vorzuspielen wagen durfte, erreichte er nie. In manchen Episoden aber half sein sicherer Bühnenblick, half seine Gewandtheit ihm zu starken Wirkungen. Er hatte sprechen und dem gelenkigen, sehnigen Körper regiren gelernt und mit offenem Auge viele gute Schauspieler gesehen; und da er meist grelle, leicht plastisch zu gestaltende und im Bretterjargon dankbar genannte Episoden spielte, war er bald ein Liebling der nicht gerade mehr verwohnten Theatergemeinde aus dem berliner Westen. Sachverständige hätten sein mimisches Können sehr viel geringer geschätzt als etwa das der Herren Nissen, Reicher, Kraußwed, Sauer und Kehler; doch in einer Stadt, wo den Damen Groß und Prach Starstellungen eingeräumt werden, nimmt mans mit der Talentwerthung nicht so genau. Da entscheidet die gute Rolle über das Schicksal des Spielers; und als Herr Müller in der unselig „Versunkenen Glocke“ den Brunnengeist Nickelmann gespielt hatte — eine kinderleichte Rolle, die jedem Provinzkean ein Rühmchen eintrug —, galt er als großer, genialisch schaffender Künstler. Das wird begreiflich scheinen, wenn man erfährt, daß in der Vossischen Zeitung ganz ernsthaft erzählt wurde, der Nickelmann sei Herr Müller nur deshalb so glänzend gelungen, weil der Mime vorher Stunden lang im berliner Aquarium das Seelen- und Sinnenleben der Frösche beobachtet habe. Wo das angeblich gebildetste Publikum sich mit solchen Kindereien bewirthen läßt, ist der Theaterruhm billig. . . . Aber die Frage, ob man Herrn Müller ein Bißchen höher oder ein Bißchen geringer zu schätzen hat, ist recht unbeträchtlich. Nur gegen den Versuch, aus dem tüchtigen Theaterpieler, der sich selbst den Tod gab, nun einen Heiligen zu machen, muß end-

lich einmal protestirt werden. Erst las man Nekrologe, in denen die Größe seiner Kunst und die Reinheit seiner Seele verherrlicht wurden. Dann bereiteten seine Kollegen eine öffentliche Gedächtnißfeier und priesen den Adel seiner Gefinnung, die Feinheit seines Empfindens und die „Heiligkeit“ seines Wesens. Und schließlich wurde, unter Mittheilung phrasenhafter Komödiantenbriefe, in den Zeitungen von Reportern „die Wahrheit über die furchtbare Tragödie“ enthüllt, die das Ende des Schauspielers herbeigeführt haben soll. Sunt certi domique fines. Oder hat Porag geirrt? Müller war ein Exhibitionist. Er konnte dem perversen Trieb nicht widerstehen, vor Kindern seine Genitalien zu entblößen, und ist dabei mehrfach in der Nähe der Spielplätze des Thiergartens beobachtet worden. Einmal war er wegen dieses Vergehens schon bestraft worden; jetzt drohte ihm eine zweite Anklage und sichere Verurtheilung. — er zog es vor, seinem traurigen Dasein selbst ein Ende zu machen. Nur Pharisäer werden ihm Mitleid versagen. Er war ein kranker, unglücklicher Mensch. Ueber die Art seiner Erkrankung hat Krafft-Ebing in der Psychopathia Sexualis gesagt: „Die läppische Art dieser Geschlechtsbethätigung oder eigentlich sexuellen Demonstration weist auf intellektuellen und ethischen Schwachsinn oder wenigstens auf temporäre Hemmung intellektueller und ethischer Funktionen bei gleichzeitig erregter libido auf Grund einer erheblichen Bewußtseinstörung hin... Es sind dem paralytischen Blödsinn verfallene oder auch durch Alkoholismus, Epilepsie u. s. w. geistig defekte Individuen. Manche Fälle von Exhibitioniren erinnern an die Gepflogenheit junger, mehr oder weniger noch häßlicher, sexuell erregter Leute, aber auch gar mancher erwachsenen Quaker von tiefstehender Moral, die sich damit vergnügen, die Wände öffentlicher Aborte u. s. w. mit Bildern männlicher oder weiblicher Genitalien zu besudeln, — eine Art von ideellem Exhibitioniren, von dem aber zum reellen noch ein weiter Schritt ist... Eine andere Kategorie von Exhibitionisten wird durch Epileptiker gebildet. Sie unterscheidet sich von der vorigen wesentlich dadurch, daß ein bewußtes Motiv für das Exhibitioniren fehlt, dieses vielmehr als eine impulsive Handlung erscheint, die, ganz ohne Rücksicht auf die äußeren Umstände, im Sinn einer krankhaften organischen Nothigung sich den Vollzug erzwingt.“ Man mag annehmen, daß Müller zu dieser Kategorie gehörte und in den Stunden wachen Bewußtseins ein durchaus ehrenwerther, sittlich empfindender Mensch war. Seine Freunde mögen ihn leise betrauern, Fremde dem Unglücklichen ein mitleidiges Bedenken bewahren, — mit der öffentlichen Heiligspredung eines Menschen, der, schamlos entblößt, gierig um Kinderspielplätze strich, soll man uns nachgerade aber verschonen. Exhibitionisten werden sonst, ohne Rücksicht auf ihren krankhaften Zustand, in den Zeitungen als Scheusalen vorgeführt, die, um ihren thierischen Trieb zu stillen, die Phantasie unschuldiger Kinder vergiften, und als Auswurf der Menschheit in den Abgrund verdammt. Der verständiger Urtheilende wird in ihnen Kranke sehen, die, als antisozial wirkende Erscheinungen, unschädlich gemacht werden müssen, und er wird denken, daß der arme Schauspieler in seinem Elend noch zu beneiden war, da er zur rechten Stunde den Muth fand, sich selbst, als einen Schädling, aus der Welt zu schaffen, ehe ein Gerichtspruch seinem Leben im Gefängniß oder im Spital ein schlimmeres Ende bereitet hätte. Die widrige Sensationensucht aber, die sich nicht entblödet, mit einem gemeingefährlichen Kranken, der sich selbst ein gerechter Richter wurde, einen ellen Kultus zu treiben, mußte an einer Stelle wenigstens hell beleuchtet werden.

Viel, sehr viel ersehnlicher ist der andere Vorgang aus der Theatersphäre. Ein Damenkomitee, an dessen Spitze die klugen und feinen Schauspielerinnen Fräulein Luise Dumont und Frau Franziska Eilmenreich stehen, erbittet von wohlhabenden, in einem gewissen Luxus lebenden „Damen der Gesellschaft“ Toiletletten, Straßenkleider, Handschuhe, Ballblumen, Hüte, Wäsche, Federn, Fächer, Schuhzeug und ähnliche zum Frauenputz dienende Dinge. Diese Gegenstände sollen an bedürftige Schauspielerinnen vertheilt und ihnen damit die Möglichkeit, mit ihrem — meist sehr kleinen — Gehalt auszukommen, erleichtert werden. Auch jährlich zu zahlende Beiträge — von drei Mark aufwärts — werden von der „Centralstelle für die weiblichen Bühnengehörigen Deutschlands“ gern angenommen und dem selben Zweck zugeführt. Wer je in die Theatermisere hineingesehen und erfahren hat, welchen verzweifelten Kampf die Frauen in diesem Beruf heutzutage durchfechten müssen, um mit ihren Toiletten dem Anspruch des Publikums und der lieben Direktoren annähernd zu genügen, Der wird, so weit es vermag, das gute Werk zu fördern suchen. Es braucht kein Geist aus dem Grabe zu kommen, um uns zu sagen, daß mit solchen Kleinigkeiten eine gründliche Reform des Theaterwesens nicht zu erreichen ist, und die Luxusdamen der wiener Bühnen brauchen keinen Interviewern nicht vorzusammern, daß durch öffentliche Aufforderungen zur Hilfeleistung „das soziale Niveau der Bühnenkünstler erniedrigt wird“. An eine Ausbaggerung des Theater-sumpfes ist heute, wo wir unter großbourgeoiser Herrschaft amerikanischen Bühnenzuständen zusteuern, nicht zu denken; eben so wenig an eine Organisation der Theaterleute, die schon empört sind, wenn die Polizei sie gegen die Auswucherung durch Agenten schützen will; und das „soziale Niveau der Bühnenkünstler“ wird nicht erhöht, wenn die Theatermädchen sich prostituiren müssen, um üppige Toiletten und reichen Schmuck zu tragen und so den Pächtern ihrer Talente die Fortführung der Direktion zu ermöglichen. Wohlhabende Frauen können mit ihrem abgelegten Putz, Händler mit den nicht mehr verkäuflichen Modellen manchem Talent den Weg erleichtern. In großen Städten findet man die holden Spargenieß, die ein Jahresgehalt von tausend Mark beziehen, nur auf Seide gearbeitete Kleider à fünfhundert Mark tragen und ihrer Modistin vorstöhnen, welche Umstände ihnen die drei Pferde machen, die sie im Stall haben. Diese „Künstlerinnen“ brauchen keine Hilfe; sie wissen sich selbst zu helfen, können journalistische Gourmets zur Tafel laden, werden in den Meinberichten und in den Ballplaudereien erwähnt und mit stolzem Lächeln von den Direktoren gemustert, wenn sie in neuer Modelltrobe und mit glitzernden Edelsteinen auf die Bretter rauschen. In der Provinz aber quält sich manches arme Ding die Nächte hindurch, um sich ein hinter der Rampe prächtig scheinendes Fähnchen zurechtzuschneiden, und bringt es, trotz allem Mühen und Radern, doch zu nichts, weil es die gewünschte Eleganz nicht leisten kann. Ist es nicht hübsch, daß glücklichere Spielerinnen diesen Armen jetzt helfen wollen? Und soll man, statt über die Unsittlichkeit des Theatervolkes zu zetern, nicht Das wenigstens vom Ueberfluß spenden, was einen Theil dieses Nothstandes beseitigen kann? Wer da mit gerümpfter Lippe von „Almosen“ redet, unter denen die Künstlerwürde leiden muß, Der vergißt, daß es sich nur um die Frage handelt, ob mittellose Theatermädchen von den Herren oder von den Damen der reichen Gesellschaft Hilfe annehmen sollen. Mindestens werden die Damen nicht so innigen Dank begehren wie die Kanaliere, die Talente „entdecken“.